

viernullsieben

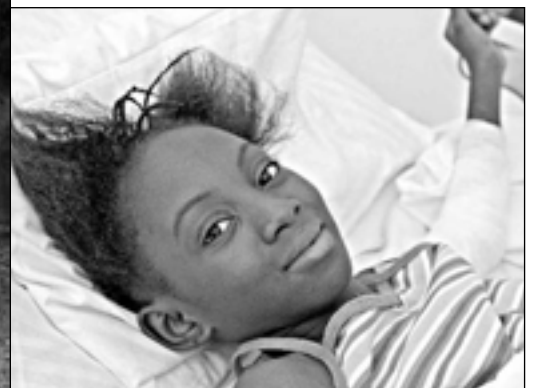
Gazzetta des Universitätsspitals Basel

Winter 2007



Wunschbaum
Gesammelte Wünsche | 28

Prozessmanagement
Im Fluss | 8



Wunden verheilt
«Abethyhta!» | 4

Pensioniertenausflug
Unheimlich schön | 10

viernullsieben

- 3 Editorial
- 4 International Service
- 6 «-linge» im Gespräch
- 8 Prozessmanagement
- 10 Pensioniertenausflug 2007
- 12 Zentralsterilisation
- 14 Freiwilligendienst
- 16 Sportgeist
- 18 Körper und Geist
- 19 USB International
- 20 USB-Orchester
- 21 Personelles



Impressum

Herausgeber

Universitätsspital Basel
4031 Basel
Tel. 061 265 25 25
www.unispital-basel.ch

Redaktion

Andreas Bitterlin (Leitung), Gina Hillbert
gazzetta@uhbs.ch

Layoutkonzept

gruner brenneisen communications, Basel

Prepress

gruner brenneisen communications, Basel

Erscheinungsweise

Vierteljährlich

Auflage

7700 Exemplare

Druck

Werner Druck, Basel

Papier

Hochweiss, Offset

Fotos

gruner brenneisen communications: 1, 2, 3, 8–9, 14–15, 28
Urs Flury: 1, 4, Enzo Musumeci: 6–7, Christine Steiner: 12–13
zVg.: 1, 5, 7, 10–11, 16–17, 18, 19, 20, 21

« Alles fliesst und nichts bleibt; es gibt nur ein ewiges Werden und Wandeln. »

Heraklit



Liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

Alles hat seine Zeit. Das Jahr geht rasant dem Ende zu. So auch meine Zeit als Direktorin am USB. Die Veränderung, die in meinem Berufsleben nach beinahe sechs Jahren als Ihre Direktorin eintritt und der dadurch bedingte Wechsel an der Spitze des USB, sind nicht das Ergebnis einer Planung, sondern sind – wie es manchmal im Leben geschieht – plötzlich eingetroffen. Das Angebot, mich auf den Weg zu machen und mich neuen Aufgaben in einem anderen Haus zu stellen, hat mich gereizt.

Die Zeit, die ich in Basel im USB wirken konnte, war eine überaus gute Zeit, auf die ich immer gerne zurückblicken werde. Jedes Haus hat sein ureigenes Wesen. Spital ist nicht gleich Spital, obschon dessen Kernkompetenzen das gleiche Ziel haben: Die bestmögliche Behandlung und Betreuung der Patientinnen und Patienten. Hinter jeder Handlung stehen Menschen. Sie im Kollektiv sind die echten Kulturträger. Sie prägen das Bild eines Spitals, geben ihm Form und Wirkung. Jede und jeder Einzelne hat darin seinen Platz, seine Aufgabe.

Im USB war ich umgeben von zahlreichen, ausserordentlich engagierten, kompetenten Mitarbeitenden, die durch ihr fachliches Wissen, ihre Neugier, ihre Fähigkeit, Neues mitzutragen oder Schwierigem mit Professionalität und Souveränität zu begegnen, bestochen haben. Ich durfte viele Glanzpunkte erleben.

In einem Haus soll man sich wohlfühlen. Das USB war mir immer mehr als ein Arbeitsplatz, weshalb der Wohlfühlfaktor durchaus eine Rolle spielte. Lange, intensive Tage, manchmal bis in die Nacht hinein, waren die Regel. Ich habe das so gewollt und ich habe mich gerne in meiner Aufgabe dem breiten Arbeitsfeld im USB gestellt und mich dafür eingesetzt. Das USB in seinem vielseitigen Potenzial durch die Wogen der Ereignisse zu führen, das war und bleibt bis zum letzten Arbeitstag eine zwar

anspruchsvolle, aber gerade deshalb so interessante und ausfüllende Aufgabe. Die Umbenennung von Kantonsspital zu Universitätsspital war ein Meilenstein, um den sich viele weitere bildeten. Es gab natürlicherweise Wogen. Wir haben manche geglättet, jedoch auch einige Wellen selber ausgelöst, was nötig ist, um im Fluss zu bleiben. Würde ich bilanzieren und versuchen, dies in einem Satz zusammenzufassen, könnte dieser lauten: Wir haben das USB bewegt und positioniert. Bewegen wird sich das USB weiterhin, ebenso wird es sich immer wieder positionieren müssen.

Auch Sie werden sich weiterbewegen, sich immer wieder auf den Weg machen. Dazu muss man manchmal Türen zumachen, das Haus verlassen, den Schlüssel abgeben. Nicht aber, ohne zu danken und dankbar zu sein für die gemeinsame Zeit.

Ihnen allen, die Sie meine Zeit als Direktorin mitgetragen haben, gebührt mein aufrichtiger Dank. Sie haben mitbewegt und das Haus für die Zukunft fit gemacht. Für Ihre persönliche Zukunft wünsche ich Ihnen zahlreiche berufliche und persönliche Glanzpunkte. Sammeln Sie solche für Zeiten, die weniger glanzvoll sind. In den Weihnachtstagen im Kreise Ihrer Angehörigen und Freunde, in Ihrem Zuhause, dort, wo Sie sich daheim und wohlfühlen, mögen sie besonders zahlreich sein. Das wünscht Ihnen

Ihre Rita Ziegler, lic. oec. HSG
Direktorin

Die Wunden sind verheilt, der Kontakt bleibt

Die zehnjährige Jabounding aus Gambia verbrennt sich schwer, als sie eine Lampe mit Kerosin auffüllen möchte. Der Hilferuf der Mutter erreicht die Schweiz. Im USB wird das Mädchen operiert und kann heute wieder lachen. Im Januar kommt sie zur Nachuntersuchung.



Brikama, Gambia, Westafrika, im Frühjahr 2007

Jabounding Jawara hält einen Kanister mit Kerosin zu nah an die damit zu füllende, noch brennende Lampe. Die Zehnjährige trägt schwerste Verbrennungen an Oberschenkeln, ihrem linken Arm, der linken Brust und am Bauch davon. Einen Monat lang liegt sie im Spital ihrer Heimatstadt. Bis der Hilferuf der Mutter bei Elfriede Bächle in Lupsingen (BL) eingeht. Die Entscheidung fällt sofort, Jabounding soll auf dem schnellsten Weg zur Operation in die Schweiz kommen.



Basel, Schweiz, 11. Juli 2007

Jabounding hat gerade ihre letzte Kontrolluntersuchung bei Prof. Gerhard Pierer hinter sich, als wir uns in der Bibliothek der Abteilung Wiederherstellende Chirurgie treffen. Elfriede Bächle und Baiea Kamaso begleiten sie. Am 2. August geht es nach Hause, erzählt sie, und ihre grossen braunen Augen, die durch ihren korallenfarbenen Hosenanzug noch mehr zur Geltung kommen, leuchten. Zwei Monate war sie in der Schweiz, die Schmerzen und die Strapazen der Operation sind ihr nicht mehr anzumerken.

Elfriede Bächle strahlt nicht weniger. «Der schönste Moment», bekennt sie, «war, als ich wusste, dass die ganze Operation erfolgreich war.» Insgesamt 25 000 Franken hat die Österreicherin für den Aufenthalt und die medizinische Versorgung von Jabounding aufgebracht. Ganz ohne Spenden? «Nein», erwidert sie, von Freunden und Nachbarn habe sie grosse Unterstützung und Solidarität erfahren, und als ihr Schwiegervater gestorben sei, habe man statt Blumen um eine Spende für Jabounding gebeten, auch die Kollekte in der Kirche sei dafür verwendet worden. Ausserdem habe Herr Prof. Pierer auf sein Honorar verzichtet.

«Wie kommt es, dass man solch eine Entscheidung in einer Minute fällt?» frage ich nach. Schon seit längerer Zeit engagiere sie sich in Westafrika auf privater Basis, so Elfriede Bächles Antwort. «Wir sind keine Hilfsorganisation», betont sie, «wir haben einen Handel mit Gambia entwickelt.» Ihre Familie sei in der Baubranche tätig, immer, wenn eine Baustelle abgegeben werde, würden sie die ungebrauchten WCs, Lavabos etc. kostenlos erhalten. Diese würden dann nach Gambia geschickt und dort verkauft. «Inzwischen kann eine grosse Familie davon leben, und das sind immerhin 200 Menschen». Einer davon ist Baiea Kamaso. Er hat

Von Heidi Hoyerermann

Jabounding als Verwandter begleitet, hat ihr über das Heimweh hinweggeholfen und hat übersetzt – von Mandinka, der in Gambia verbreitetsten Sprache, ins Englische und wieder retour.

«Abethyhta!»

Wie Sie auf das USB gekommen sei? Elfriede Bächle lächelt. Zunächst habe sie das Aussenministerium angefragt und keine Antwort erhalten. Dann habe sie alle Spitäler angefaxt. Das USB habe sich sofort gemeldet und ihr vom International Service berichtet. «Es war die richtige Entscheidung: Wir sind sehr gut betreut worden von Herrn Prof. Pierer, dem Pflorgeteam der Chirurgie 7.1 und nicht zu vergessen vom International Service. Wir werden morgen dort noch vorbeigehen und danke sagen.»

Im Januar 2008 wird Jabounding nach Basel und zu Elfriede Bächle zurückkehren, wenn Prof. Pierer zur Nachuntersuchung bittet. Die Nachsorge in Gambia, die aus Massagen und Einölen besteht, wird ihre Mutter übernehmen.

Jabounding, alles Gute! Oder, wie Du uns auf Mandinka gelehrt hast, Abethyhta!

Prof. Gerhard Pierer, Chefarzt und Leiter Wiederherstellende Chirurgie:

Bei der 10-jährigen Jabounding handelte es sich um Verbrennungen dritten Grades, die eigentlich bei einem so grossen Anteil der Körperoberfläche in einem Spezialkrankenhaus hätte behandelt werden sollen. Aufgrund der eingeschränkten Gesundheitsversorgung konnte sie nicht ausreichend betreut werden. Es entwickelten sich schwer heilende Wunden, die sich immer und immer wieder entzündeten, bis es schliesslich sogar zum Einwachsen der Baumwollverbände in das Wundfleisch der Oberschenkel kam. Zudem entstanden grossflächige und wulstige Narben (Keloide), vor allem im Bereich des Unterbauches. Es kam zu einer Verhärtung und Verkürzung der Narben (sogenannte Narbenkontrakturen). Hierbei schrumpften die Haut und das

Unterhautgewebe, bis sich holzige unbewegliche Narbenzüge über dem linken Ellenbogen und der linken Achsel gebildet hatten, die dem Kind eine normale Bewegung des linken Armes unmöglich machten.

Das Mädchen wurde stationär im USB aufgenommen und von der Abteilung Plastische, Rekonstruktive und Ästhetische Chirurgie der Wiederherstellenden Chirurgie behandelt. Als notwendige Operationen wurden durchgeführt: plastisch-chirurgisches Lösen der Narbenstränge, Verlängerungsoperation durch Lappenplastiken, Wundreinigung zur Entfernung der Fremdkörper und mehrfache Hauttransplantationen. Der Verlauf war unkompliziert. Nach ambulanter Nachbehandlung ging Jabounding in ihre Heimat zurück. Die Betreuung wird aufrechterhalten.



Verbrennungen dritten Grades. Jabounding braucht spezielle Behandlung.

Aufgespürt

«-linge» und andere



Folgen Sie von Zeile zu Zeile tiefer hinein in das Reich der «-linge»



Boletus satanas – Satans-Röhrling



Amanita phalloides – Grüner Knollenblätterpilz



Volvariella terrestra – die Neuentdeckung

Im USB hat es ganz besondere Gesellen. Wir stellen Sie hier gerne namentlich vor: Fransiger Wulstling, Seidiger Egerlingschirmling, Kahler Krempling, Voreilender Ackerling, Behangener Faserling, Grosssporiger Häubling, Gemeiner Trompetenschnitzling, Blauer Kahlkopf, Netzstieliger Hexen-Röhrling, Mehl-Rästling, Schopf-Tintling, Sommer-Steinpilz und Stadt-Champignon. Wissenschaftlich benannt wirken die meisten etwas sympathischer, nämlich: Amanita strobilifonnis, Leuovoagaricus holosericeus, Paxillus involutus, Agrocybe praecox, Psathyrella candolleana, Galerina clavata, Tubaria furfuracea, Psilocybe cyaneascens, Boletus luridus, Clitopilus prunulus, Coprinus comatus, Boletus aestivalis und Agaricus bitorquis. Irgendwo im Spitalgarten, in Rabatten, gar in Pflanzentöpfen findet Enzo Musumeci diese ihm besonders ans Herz gewachsenen Gesellen, die Pilze. Die teilweise essbaren, aber auch ungeniessbaren, giftigen bis sehr giftigen, häufigen, aber auch seltenen, er entdeckt sie alle auf dem USB-Areal auf seinem Weg zum Zentrallager, wo er seit 23 Jahren arbeitet. So betrachtet, ist kein Pilz vor ihm sicher. Wie es sich aber für einen langjährigen Forscher gehört, spürt dieser, wo sie wachsen. Einmal entdeckt, geht Enzo Musumeci dann aber äusserst behutsam vor.

Von Gina Hillbert

Wohl steckt es in irgendeiner Form in uns allen, das Jagen und Sammeln. Etwas Bestimmtes suchen und schliesslich finden löst Glücksgefühle aus, macht stolz. Worum es sich auch immer handeln möge, zum Sammeln braucht es ein geschärftes Auge, Erfahrung und den siebten Sinn. Enzo Musumeci erfüllt diese Bedingungen komplett. Um es richtig zu stellen: Er ist nicht Pilzsammler, sondern Pilzkundler. Seine Leidenschaft, Pilze aufzuspüren, hat nichts mit dem Kochtopf zu tun. Seine Pilz-

funde landen, nachdem sie am Fundort äusserst genau nach den verschiedenen Kriterien aufgenommen worden sind, auf dem Schreibtisch. Dort werden sie wissenschaftlich «verarbeitet», unter dem Mikroskop untersucht, beschrieben, in Publikationen aufgeführt, einem Fachpublikum online zugänglich gemacht. Gleich zu Gesprächsbeginn ist klar: mir sitzt ein Fachmann gegenüber, der sich in der Welt der Pilze umfassend auskennt. Der Stapel Fachartikel aus eigener Feder, den er immer wieder durchblättert, um mir Dinge aus diesem Mikrokosmos zu erklären, verstärkt meinen Eindruck fortlaufend. Müssig zu fragen, ob die Mykologie (Pilzkunde) sein Hobby ist. Das würde ihm nicht gefallen, von «Hobby» zu sprechen. Bei Enzo Musumecis Freizeitbeschäftigung handelt es sich vielmehr um einen Zweitberuf, der, wie er selber betont, sehr zeitaufwändig und kostspielig sei. Seine Erfolge, die Anerkennung, die Freude, die er ihm bringt, ist mit Gold nicht aufzuwiegen. Doch gehen wir zunächst zu den Anfängen zurück.

Ein Dorf an den Hängen des Ätna auf Sizilien. Dort wohnt ein Junge, der die Wälder liebt und spürt, dass diese für ihn das «ambiente ideale» sind. Er ist oft in den Wäldern. Und wie es sich für einen Italiener gehört, der in den Bergen aufwächst, er interessiert sich für Pilze. Jedoch – wie wir erfahren haben –, er reisst sie nicht aus, sondern er studiert sie, will mehr über diese netten Gesellen wissen und erfahren. Die «Erlebnisse», wie er selber sagt, die er mit Pilzen hat, bewirken, dass er unbedingt immer mehr über diese Spezies wissen möchte. Im Alter von 14 Jahren kommt Enzo in die Schweiz und erkennt: Wo es Wälder hat, wachsen auch Pilze. Also kann er hier fortführen, was in seiner Heimat begonnen hat. Mit den Jahren intensiviert er seine Studien, indem er sich immer mehr Fachwissen aneignet. Schliesslich ist ihm auch die Fachliteratur mit ihrer Terminologie vertraut. Er besucht Kurse an Universitäten, tauscht sich mit Fachleuten

aus, besucht Foren. Seine Motivation, immer tiefer in das Gebiet der Mykologie einzutauchen, ist enorm, sein Wissensdrang bis zum heutigen Tag unstillbar. Aber es ist nicht nur das Wissen, sondern auch das Erleben, das ihm so viel Freude bereitet. Jede einzelne Exkursion, jeder Streifzug in und um die Wälder entsprechen einem Grundbedürfnis des Menschen Enzo Musumeci. Inzwischen kann er auf 30 Jahre blicken, in denen er den Geheimnissen der Pilze auf die Spur kommt.

«Es ist ein sehr komplexes Gebiet», versichert er mir. Das glaube ich gern. Ich will Zahlen. 25 000 Pilzarten gibt es in Europa. 3000 Arten kennt Enzo Musumeci. Unzählige (müssten mal gezählt werden) Pilzproben (getrocknete), die auch als Beweis des Fundes dienen, besitzt er, davon ist ein Grossteil in einem Museum in Lugano ausgelagert. Das Studium benötigt viel Zeit, aber auch Raum in seinem Leben. So liegen und stehen in seinem Zuhause «in einem Chaos» (O-Ton) 2000 Bücher, die sich alle mit Pilzen befassen, herum. «Ich habe mich auf sie fixiert», sagt und seine Körpersprache lässt keinen Zweifel daran, dass es sich bei ihm wirklich um einen unheilbaren Pilzbefall handelt. Man verzeihe mir das Sprachbild. Es hat sich schlicht aufgedrängt. Ich würde mich gegen ein Wegstreichen wehren. Das fällt unter das Kapitel dichterische Freiheit. Das nur so nebenbei.

Inzwischen ist es zur Selbstverständlichkeit geworden, dass Enzo Musumeci in direktem Austausch mit Professoren und Pilzspezialisten aus aller Welt steht. Das Internet macht's möglich. Eine Einladung an eine Fachtagung in den Vereinigten Staaten hat er aber nicht angenommen. «Ich bin kein Konferenzmensch», kommentiert er. Wie um dies zu untermalen, starten wir an dieser Stelle die mitgebrachte Foto-CD. Das angeklickte Bild zeigt den Naturmenschen Enzo Musumeci. Tutto chiaro.



Er streift durchs Grün der Region: in und um Basel (auch Parkanlagen), auf der Landschaft, im Solothurnischen, im Markgräflerland und im Elsass. Meistens alleine. Wie immer ist er gut vorbereitet und profimässig ausgerüstet. Zu den Behältern für Pilzproben kommen zwei Fotoapparate, ein Messgerät, um den Säuregehalt des Bodens festzustellen, ein anderes misst die Luftfeuchtigkeit und ein Thermometer. Ganz wichtig ist die Alufolie. Sie verhindert, dass sich Sporen verschiedener Pilzproben verteilen und dadurch die Analyse verfälschen könnten. Behutsamkeit, Geduld, Präzision und Geschick sind jetzt gefragt, aber auch Schnelligkeit. Es gibt Pilzarten, die leben nur drei Stunden, lässt er mich wissen.

An einer Exkursion findet unser Pilzspezialist zwischen 15 bis 20 interessante und manchmal auch seltene Arten. Sie genauer zu bestimmen, gelingt nicht immer vom reinen Augenschein her. Die Familienzugehörigkeit zu erkennen, sei ein Kinderspiel, jedoch um die Art zu erkennen, brauche es die mikroskopische Untersuchung, wodurch Struktur, Zellen und Sporen sichtbar würden. Dazu entnimmt er Pilzproben, die er zu Hause in einem Spezialverfahren trocknet. Was er unter dem Mikroskop sieht, notiert er sich. Später folgt der Vergleich mit der Fachliteratur. Das hört sich einfach an, aber es kann vorkommen, dass Enzo Musumeci bis zu vier Monate braucht, um die Art herauszufinden. Ich bin überzeugt, diese Detektivarbeit hat für ihn seinen ganz besonderen Reiz. Vor Ort wird der Fund fotografisch festgehalten. Eine Ausbildung zum diplomierten Fotografen, die er vor vielen, vielen Jahren absolviert hat, kommt ihm dabei zugute, denn die Fotos sind professionell. Um dem Pilz auf die Spur zu kommen, muss die Umgebung erfasst werden. Die Bodenbeschaffenheit in den verschiedenen Schichten sei wichtig, so auch das Gestein, die Bäume und Pflanzen, die am und um den Fundort herum wachsen. Enzo Musumeci hat grosse Erfahrung und weiss genau, wie er vorgehen, auf was er achten muss. Das Ganze verläuft prozessartig. Nur so sind saubere Analysen und Vergleiche möglich. Dazu gehört immer auch etwas Schreibarbeit: die Bezeichnung des Fundorts, Datum, Zeit und die Wetterverhältnisse. Letztere haben grossen Einfluss auf das Pilzwachstum. Dass der Klimawandel in vollem Gang ist, zeigt sich auch dem Mykologen, zum Beispiel wenn er im Februar Pfifferlinge findet.

Je länger ich Enzo Musumeci zuhöre, desto besser kann ich mir vorstellen, dass seine Naturerlebnisse für ihn in einer «atmosphäre magica» stattfinden. Magisch muss es auch gewesen sein, als er vor zwei

Jahren einen unglaublichen Fund gemacht hat. «Ich habe sofort gewusst, das ist eine Sensation», sagt er mit besonders leuchtenden Augen. Zunächst findet er in einem Waldstück, an einer Lichtung, wo gar eine Mountainbike-Strecke auszumachen ist, bei Rixheim im Elsass die Kolonie einer weisen, sehr giftigen Champignonart. Bei näherem Besehen erkennt er eine zweite, völlig andere Pilzart, versteckt und in bester Gesellschaft der Champignons, gerade so, also ob sie sie (be-)schützen würden. Tatsächlich findet Enzo Musumeci in diesen Schützlingen eine neue Pilzart, die zwei Jahre später offiziell in der Fachliteratur als *Volvariella terrestra* erscheint. Seinen Fund hatte er zuvor Fachkreisen zugänglich gemacht, um herauszufinden, ob schon irgendwo dieselbe Pilzart beschrieben worden ist. Dem war nicht so, nirgends auf der Welt.

Damit nicht genug. Enzo Musumeci hat seither mit grosser Wahrscheinlichkeit zwei weitere neue Arten aufgespürt. «Qui trovo la pace (hier finde ich Frieden)», hatte er zu Gesprächsbeginn geäussert, «im Wald». Aber jetzt, wo wir uns leider von diesen Gesellen des Waldes verabschieden müssen, frage ich mich ernsthaft, ob ihn die Pilze wirklich in Frieden lassen?



Boletus edulis – Steinpilz



Enzo Musumeci an seinem Arbeitsplatz im Zentral-lager. «Dort fühle ich mich sehr wohl, die Arbeit stimmt.»



Im

www.sentieriboschivi.ch
www.naturamediterraneo.com

Ein gut organisierter Fluss

Prozessmanagement: Qualität, Kostensenkung und Zufriedenheit als mehrgängiges Menu



Wollten Sie neulich mal was anderes kochen? Dann haben Sie vielleicht ein Kochbuch hervorgehoben und Rezepte studiert. Wenn es ein gutes Kochbuch war, wird Ihnen das Essen gelungen sein. Und alle am Tisch waren nicht nur satt, sondern sogar zufrieden. Was haben Sie beim Lesen des Rezepts gesehen? Da war ein Foto, bei dem Ihnen das Wasser im Mund zusammenlief – technisch betrachtet eine Zielerstellung. Dieses Ziel möchten Sie erreichen, dafür ist das Rezept da. Sie haben eine Liste mit Zutaten gesehen, die Inputs. Sie haben sie eingekauft und nach Hause geschleppt, das war die Logistik. Sie begannen mit dem Kochen, dem Herstellungsprozess, welcher im Rezept beschrieben ist. Eine gute Beschreibung hat Ihnen Hinweise gegeben, was Sie wann machen müssen, um zum Ziel zu kommen. Oder Sie haben sich geärgert, als sie lasen: «Das Gericht in den vorgeheizten Backofen schieben». Das Vorheizen hätte parallel zur Vorbereitung geschehen können! Mit Erfahrung kann man das wissen, ein Kochbuch richtet sich aber in erster Linie an Neulinge. Als Koch machen Sie nichts anderes, als aus bestimmten Zutaten mit Hilfe von Instrumenten und Geräten in parallelen Prozessen ein definiertes Ergebnis herzustellen. Sie sind damit Prozessmanager. So weit, so gut. Wie sieht das jedoch in einem komplexen Grossspital aus?

Von Dr. Heiko Behrendt

Qualität ist das Ergebnis guter Prozesse

Der Patient durchläuft im Spital eine Reihe von Organisationseinheiten. Er sieht Mitarbeitende der Aufnahme, eine Ärztin, möglicherweise einen Diagnosespezialisten, er erlebt Pflegepersonen, Therapeutinnen und andere. Es bildet sich eine Reihe von Vorgängen, die vom Patienten als Erlebniskette von unterschiedlicher Qualität wahrgenommen wird. Die Servicequalität setzt sich in jedem Spital aus den objektiven Ergebnissen und aus der Wahrnehmung aller Leistungen zusammen. Das Ziel hoher Qualität ist nur erreichbar, wenn jede Dienstleistung optimal erbracht wird und wenn die Kette von Dienstleistungen zwischen Aufnahme und Austritt eines Patienten sehr gut ineinander greift.

Jede dieser Dienstleistungen ist das Ergebnis eines Prozesses, auch Arbeitsablauf oder Workflow genannt. Jeder Prozess muss geführt und organisiert werden. Zur Ausführung werden diverse Fähigkeiten benötigt, die Personen in verschiedenen Rollen anwenden. Sie arbeiten oft in Teams und werden dabei von technischen Systemen unterstützt. Der Vergleich mit einer Grossküche passt immer noch, aber beim Informationsfluss wird es schon deutlich komplizierter. Jeder Prozess benötigt von anderen Prozessen festgelegte Informationen und Ergebnisse, um ausgeführt werden zu können, und mit ihm werden wiederum Informationen und Ergebnisse erzeugt, die zur Ausführung weiterer Prozesse benötigt werden. Diese Übergänge werden als Schnittstellen bezeichnet. An ihnen müssen Patienten, Material und vor allem Informationen, definiert nach Umfang und Qualität, weitergegeben werden. Dort finden wir zum Beispiel Lager (vom Zentrallager über den Medikamentenschrank bis zur Datei), Transporte, Übergaberapporte und Sitzungen. Die personenbezogenen Informationen des Patienten laufen auf dem so genannten Patientenpfad in einer Reihe von Prozessen und Schnittstellen durch das Spital, zu deren Ausführung weitere unterstützende Prozesse notwendig sind (Labor, Apotheke, Informatik, Logistik, etc). Im idealen Fall wird das vom Patienten als ein gut organisierter Fluss ohne längere Wartezeiten und ohne überflüssige Fragen erlebt, in dessen Kern ein medizinisch optimales Ergebnis steht. Qualität ist das Ergebnis guter Prozesse.

Aber Qualität kostet doch Geld!

Werden die Prozesse richtig organisiert und passen sie optimal zusammen, werden im Ergebnis wenig Leerläufe und Reibungsverluste zu beobachten sein, sind Daten nur einmal eingegeben worden, werden weniger Fehler und Komplikationen auftreten und wird der Patient das USB schneller wieder verlassen. Neben höherer Qualität, die in ihnen erzeugt wird, sind gute Prozesse auch billiger. Eine Optimierung der Prozesse schaut deshalb zuerst auf Verschwendung: Doppelarbeiten, Wartezeiten, Suchzeiten, unnötige Transporte und Wege, häufige Fehler, Anhäufen von Beständen, Planung auf der Basis unvollständiger Informationen.

« Wenn wir Prozesse wie Patientenbehandlung, Logistik in den Mittelpunkt stellen, verschwinden die Grenzen zwischen Organisationseinheiten, Berufsgruppen und Hierarchiestufen. Mit Hilfe des gewonnenen gegenseitigen Verständnisses bzw. Vertrauens können wir tragfähige Lösungen für das USB entwickeln und bauen. »

Ömer Güven, Leiter Unternehmensentwicklung



Mit der Einführung von Fallpauschalen wird der Preis einer Diagnose zusammen mit der entsprechenden Behandlung festgelegt. Die Kosten dürfen höchstens den Preis erreichen, sonst werden die Zahlen rot. Gute und optimierte Prozesse können dazu einen wesentlichen Beitrag leisten.

Und jeder Patient ist anders

Jeder Patient ist anders. Dies zu beachten, ist bei jeder Dienstleistung sehr wichtig. Menschen mit einer bestimmten Diagnose sind sich aber untereinander schon sehr viel ähnlicher. Diese Tatsache nutzen medizinische Behandlungspfade. In ihnen wird ausgehend von einem definierten Ziel und auf der Grundlage medizinischer Standards ein Behandlungsprozess beschrieben. Diesen durchlaufen nur Patienten, die sich in Diagnose und Therapie so ähnlich sind, dass der Behandlungsprozess anwendbar ist. Festgelegt werden ebenfalls die Punkte, an denen ein Patient diesen Pfad verlassen muss und individuell behandelt wird, zum Beispiel beim Auftreten von Komplikationen. Medizinische Behandlungspfade nutzen die Vorteile der Standardisierung (Planung von Zeiten, Personal und anderen Ressourcen, Unterstützung durch Informationssysteme etc.). Mit ihnen können aber nur dort Kosten gesenkt werden, wo es grössere Anteile von Patienten gibt, die sich ähnlich sind. Behandlungspfade werden nur beschrieben, wo sie hinsichtlich medizinischer Qualität und ökonomisch Sinn machen.

Was bringt uns Prozessmanagement im USB?

Höhere Qualität bei sinkenden Kosten sind die beiden zentralen Ziele des Prozessmanagements. Dies kann erreicht werden durch:

- Abbau von Doppelarbeiten, Warte-, Leer- und Überzeiten
- Weiteres Senken der Fehlerrate
- Straffung, Optimierung und soweit möglich Standardisierung der Abläufe
- Klärung der Verantwortung und Transparenz in den einzelnen Prozessschritten
- Kürzere Spitalaufenthalte bei noch besseren medizinischen Ergebnissen
- Vollständige Anforderungen an die Softwareunterstützung.

Erfahrungsgemäss steigt damit auch die Mitarbeiterzufriedenheit. Nicht zuletzt ist der Patient zufriedener, weil das Behandlungsziel selten verfehlt wird, er weniger Fragen mehrfach beantworten muss und die Mitarbeiterinnen als sicherer und zufriedener erlebt. Mit gut beschriebenen Prozessen können darüber hinaus neue Mitarbeitende besser und schneller eingearbeitet werden. Den einzelnen Aktivitäten in einem Prozess kann man Risiken, Qualitätskriterien, Checklisten zuordnen, so dass mit dem Ausbau des Prozessmodells die Grundlagen für eine Zertifizierung geschaffen werden.

Die oben genannten positiven Effekte der Prozessorientierung konnten bereits in mehreren Projekten beobachtet werden. Aufgrund der Grösse des USB, den vielen Schnittstellen und Zusammenhängen ist es notwendig, für die Beschreibung und Verbesserung der Prozesse einheitliche Methoden und Instrumente zu verwenden. Diesem Zweck dient seit Juni des Jahres das Prozesskompetenzzentrum (PKZ). Es pflegt das Prozessmodell USB, welches alle beschriebenen Prozesse im USB mit einer Methode und nach festen Regeln mit Hilfe der Prozessmanagement-Software ARIS zusammenführt. Das PKZ bietet Schulung und Beratung zu allen Fragen des Prozessmanagements: Beschreibung, Analyse, Optimierung und Soll-Modellierung der Prozesse. Das PKZ ist sozusagen der Herausgeber des Kochbuchs. Die Beschreibung und Verbesserung der Rezepte und Kochprozesse geschieht weiterhin dezentral in Projekten und Bereichen. Gerade dort ist das Wissen zur täglichen Arbeit versammelt. Genau dort finden sich viele Ideen für Verbesserungen.

Info

Heiko Behrendt, Tel 87655, ist Ansprechpartner für Prozessmanagement im USB und gerne bereit, Ihre Fragen zu beantworten.

Siehe auch:

Intranet: <http://pmportal> (ab Januar 08)

Es war unheimlich schön

Ueli Tschamper, Stationsleiter Medizin 5.1, war als Begleitperson am diesjährigen Pensioniertenausflug, an welchem gegen 350 ehemalige Mitarbeitende unseres Spitals teilnahmen, im Einsatz. Hier seine Eindrücke:

Ein ganzes Aufgebot an Cars stand am Morgen des 28. September 2007 auf der Südseite des Bahnhofs bereit, um die erwartungsvolle Schar aufzunehmen. Nach einer längeren Periode schönsten Spätsommerwetters war es an diesem Dienstag zum ersten Mal wieder trüb und etwas regnerisch. Dies konnte aber der guten Stimmung der rund 350 Teilnehmerinnen und Teilnehmer des diesjährigen Pensioniertenausfluges keinen Abbruch tun. Die einen kamen in Gruppen oder Grüppchen, die sich bereits vorher getroffen hatten, andere suchten ihre Kolleginnen und Kollegen, mit denen sie den Tag zu verbringen gedachten, wieder andere kamen ganz allein und überliessen es dem Zufall, auf wen sie treffen würden.

Von Ueli Tschamper

Für mich war es das erste Mal. Als ich um die Teilnahme als Begleitperson gefragt wurde, musste ich mir erst einen Moment überlegen, was dies bedeutet, wie ich dies bewältigen, ob ich dem gewachsen sein würde. Mit meiner Kollegin, Susanne Wyss, hatte ich abgesprochen, gemeinsam einen Bus zu betreuen. So hatte ich zumindest jemanden mir Vertrautem an der Seite. Die Zweifel und die Unsicherheit waren rasch verflogen, als ich in der Meret Oppenheim-Strasse ankam. Viele bekannte Gesichter unter den vielen Unbekannten machten den Einstieg leichter. Vor allem das Treffen mit meinen vormaligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern von Medizin 5.1, zu denen ich den Kontakt ja nie ganz verloren habe, hat mich unheimlich gefreut.

Susanne Wyss und ich betreuten den Bus Nr. 7. Es gestaltete sich nicht ganz einfach, reisefertig zu werden. Die «Profis» fanden ihre Plätze schnell und wussten zu reservieren für die Mitreisenden, die «Neuen» kamen etwas ins Hintertreffen. So mussten wir ab und zu etwas vermitteln. Doch schliesslich hatten alle einen Platz, wir fuhren los und machten die nötigen Ansagen. Der Tag zog draussen ziemlich grau auf, während wir in Richtung Laufenburg unterwegs waren, später durch den deutschen Teil des Klettgaus fuhren und nach Erzingen über die Grenze in den Kanton Schaffhausen reisten. Wir kamen mit allen



Leuten in unserem Bus ins Gespräch, haben viel von früher erfahren, als es noch ohne Computer ging, alles etwas ruhiger – und wie auch immer wieder gesagt wurde –, alles noch besser war. Aber wir stellten auch immer wieder fest, wie jede Zeit ihre schönen und ihre schwierigen Zeiten hat, und ich habe mich ganz besonders gefreut über das Interesse und die Anteilnahme der Pensionierten am heutigen Spitalgeschehen.

Bald schon waren wir in Neuhausen, wo wir einen ersten Halt machten. Wer nun annimmt, wir hätten uns den Rheinfall nur von weitem angesehen, täuscht sich. Mit Booten fuhren wir bis unter in die tosende und brandende Gischt. War es nun Regen oder spritzte das Wasser des Rheinfalls über uns? Mir war es nicht immer ganz wohl bei der Sache, schwankte das Boot doch hin und wieder ziemlich heftig, und ich wünschte mir nicht nur einmal, lieber an

Land geblieben zu sein, wie einige der Pensionierten, die sich bereits beim Anblick der Barken so entschieden hatten. Die meisten auf unserem Boot jedoch hatten es sichtlich genossen. Wieder an Land stand der Apéro bereit, den unsere KV-Lehrlinge mit viel Liebe und Aufmerksamkeit bereitgestellt hatten. Cüpli, Kaffee, Tee, Apérogebäck, Kuchen und anderes war einladend zu einem Buffet aufgebaut und schön dekoriert. Es machte mir ganz besonders Freude zu sehen, wie die «Jüngsten» in unserem Betrieb sich für das Gelingen dieses Anlasses für die «Ältesten» einsetzten. Über ihr Erleben dieses Tages haben sie den eigenen neben stehenden Bericht geschrieben.

Das Wetter war während dieses vormittäglichen Apéros zwar nicht gerade sommerlich warm und die Sonne liess sich auch nicht blicken, aber es blieb trocken, und wir konnten so über eine Stunde die offerierten Köstlichkeiten geniessen. Es blieb ausgiebig Zeit, alle Teilnehmenden aus den anderen Bussen zu treffen, sich auszutauschen und zu plaudern, was alle sichtlich genossen. Die Kreislaufschwäche einer Mitreisenden stellte uns kurz vor eine Herausforderung. Als die Ambulanz aus dem Kantonsspital Schaffhausen ankam, war das Gröbste schon überstanden, und nach einer kurzen medizinischen Konsultation durch den Notarzt konnte auch sie wieder mit uns weiterreisen. Da einige Mitreisenden nicht mehr in den gleichen Bus gestiegen waren, verzögerte sich die Abreise kurz, bis wir alle gezählt hatten, um sicher zu sein, niemanden versehentlich zurückzulassen.

Über den Rhein zurück südwärts fuhren wir durch das Zürcher Weinland nach Winterthur, wo wir uns zum Mittagessen einfanden. Im grossen Saal des Restaurants Römertor staunte ich, wie viele Leute gleichzeitig das Essen serviert erhalten und gemeinsam essen können. Auch hier wurde wieder viel miteinander geredet und der Geräuschpegel war zeitweise sehr hoch. Still wurde es aber, als Mario Da Rugna nach dem Hauptgang eine kurze Willkommensrede hielt und Werbung für den Freiwilligendienst machte.

Noch lange hätten wir alle sitzen und plaudern können, aber es wurde unweigerlich Zeit für die

Heimfahrt, auf der es dann um einiges ruhiger war als auf der Hinfahrt. Gegen halb sechs Uhr abends kamen wir wieder in Basel an.

Ein gelungener und schöner Tag lag hinter uns, den alle Beteiligten, sowohl die Pensionierten wie auch die Betreuenden, voll geniessen konnten. Wir verabschiedeten uns gegenseitig und hoffen natürlich, alle auch nächstes Jahr wieder zu treffen. Ich jedenfalls gehe – wenn ich darum gefragt werde – gerne wieder mit. Es war nicht nur unheimlich schön, so viele Leute von früher wieder einmal zu sehen, sondern auch zu erleben, wie unser Spital den Ehemaligen diesen Ausflug als Zeichen der Wertschätzung und des Dankes für die früher über Jahre geleisteten Dienste jährlich wieder ausrichtet. Ein wirklich schöner Brauch, von dem ich hoffe, dass er noch lange in dieser Form bestehen bleibt.



Der krönende Abschluss eines perfekt gelaufenen Einsatzes am Pensioniertenausflug 2007: Die USB-Lehrlinge Barbara Kutzli, Nicolas Hofmann, Loriana Branca, Conny Arzethauser (ehemal. Lehrling) und Denise Di Pasquale (v.l.) geniessen die Schifffahrt am Rheinfall.



Perfekt gelaufen

Am Pensioniertenausflug treffen unsere «Jüngsten» auf unsere «Ältesten». Auch dieses Jahr waren unsere KV-Lehrlinge im Einsatz. Sie organisierten den Apéro und erhielten dafür viele Komplimente von den Pensionierten. Es berichten Barbara Kutzli, Personalabteilung, Loriana Branca, Buchhaltung und Nicolas Hofmann, Patientenaufnahme:

Der Tag begann früh am Morgen am Bahnhof Basel. Nach einer Reisezeit von zwei Stunden im warmen Auto erreichten wir unseren lang ersehnten Zielort, den Rheinfall in Schaffhausen.

Es war zwar sehr kalt, doch glücklicherweise blieb der Regen den ganzen Tag aus. Als wir aus dem Auto stiegen, sahen wir schon die für uns aufgestellten Partyzelte.

Kaum angekommen, stürzten wir uns schon in die Arbeit. Tische und Bänke mussten aufgestellt, der Sekt und die anderen Getränke bereitgestellt werden, die Brezel, der Gugelhupf und Gipfeli wurden gleichmässig auf den schön dekorierten Tischen verteilt. Da alle fleissig mit anpackten, kamen wir mit der Arbeit gut voran und konnten uns problemlos an den Zeitplan halten. Am Schluss reichte es uns sogar noch für eine kleine Pause, die wir sinnvoll nutzten, indem wir uns einen frischen Kaffee und ein warmes Gipfeli gönnten.

Obwohl genügend pensionierte Ärzte anwesend gewesen wären, wollten wir keine Erkältungen riskieren, was uns glücklicherweise auch gelang, denn die netten Mitarbeiter der Cateringfirma platzierten zwei sehr effektive Wärmelampen neben den Tischen, damit es die Pensionierten schön warm hatten.

Um halb zehn kam die erste Gruppe in ihrem Car an und wir wurden langsam nervös, da wir nicht wussten, ob genügend Sektgläser da waren. Während wir die letzten Flütes füllten, drehten sie eine Runde im Boot auf dem Rhein. So ging das, bis alle den Rheinfall aus der Nähe betrachtet hatten. Anschliessend kamen sie gestaffelt und sehr durstig zu den Zelten zurück und genossen ein(ige) Gläschen badischen Sekt, der auch einer japanischen Touristengruppe aufgefallen war. Anfangs unauffällig mischten sie sich unters Volk und wollten den feinen Schaumwein degustieren. Da wir jedoch keine Yen annehmen konnten, mussten wir sie leider wieder fortschicken.

Nicht nur die japanische Gruppe war von unserem Buffet begeistert, wir erhielten dauernd nette Komplimente von vielen Pensionierten. Sie alle waren glücklich und zufrieden. Einige genossen die Sicht auf den Rheinfall, andere spazierten hin und her, und der Rest führte spannende Gespräche mit Leuten, die man schon lange nicht mehr gesehen hatte. Es schien, als hätten alle Leute ihren Spass, was das Wichtigste war.

Kurz vor Mittag hiess es dann: Aufbruch. Das Ziel war ein Restaurant, nicht weit vom Rheinfall entfernt. Doch plötzlich bildete sich ein Ring von Menschen um eine Person. Eine Pensionierte hatte einen Kreislaufzusammenbruch. Glücklicherweise waren viele Krankenschwestern dabei, die ihr Erste Hilfe leisten konnten. Als die Dame kurz darauf wieder zu sich kam, ging es ihr rasch besser. Sie verzichtete auf den Krankenwagen, der mittlerweile aber schon bereitgestanden hatte. Nach einem kleinen Gespräch fuhr der Krankenwagen wieder ab, ohne die Patientin. Denn diese sass munter wieder im Car und konnte den Rest des Tages geniessen.

Als alle Pensionierten weggefahren waren, fing der anstrengende Teil des Tages an. Alles wieder auf- und verräumen. Die Gläser wurden weggepackt, die Tische abgewischt, der Abfall geleert und noch vieles mehr. Zuletzt mussten wir das Partyzelt noch zusammenfalten. Dies war die schwierigste Etappe. Weil wir Lehrlinge noch nie ein solches Zelt demontiert hatten, bereitete es uns nicht wenig Mühe. Doch nach einer Viertelstunde war auch dieses verladen und zum Abtransport bereit.

Da standen wir nun. Wir waren alle stolz auf uns, dass der Tag so gut abgelaufen war. Keine Pleiten und Pannen. Gar nichts, nur eben eine in unseren Augen fehlerfreie Arbeit. Und zu unserem Erstaunen durften wir noch eine Runde Schiff fahren, zusammen mit der Catering-Crew. Das war der krönende Abschluss eines perfekten Tages.

«on-site training»

Ein Königreich zu Besuch

In der Zeit vom 18. bis 29. Juni durfte das USB fünf auserkorene Gäste aus Saudi-Arabien in die Geheimnisse der Zentralsterilisation einweihen.



Die fünf besten Nachwuchskräfte aus dem Spital King Fahd Medical City in Riad mit den Mitarbeitenden der Zentralsterilisation.



Anlass dieser Schulung war die Einladung einer unserer Lieferanten an die fünf besten Nachwuchskräfte aus dem Spital King Fahd Medical City in Riad, Saudi-Arabien. Vor Ort sollte den Mitarbeitern der saudischen Zentralsterilisation gezeigt werden, wie die Prozesse mit Hilfe modernster Technik vereinfacht und qualitativ auf hohem Niveau optimiert werden können.

Von Christine Steiner

Stellen Sie sich vor: Ihr Chef erklärt, dass die fünf besten Mitarbeiter der Abteilung für zwei Wochen eine theoretische und praktische Ausbildung im Ausland machen können. Und Sie gehören dazu! Für fünf Männer des Spitals King Fahd Medical City in Riad, Saudi-Arabien, wurde das Märchen aus 1001 Nacht wahr.

Und wieso fand die Schulung im USB statt? Vor einigen Monaten wurde eine Führung durch die Zentralsterilisation des USB organisiert. Mit dabei: Der Logistik-Leiter und der Leiter Werkstatt des Spitals King Fahd Medical City in Riad. Die moder-

ne Ausrüstung, die optimierten Prozesse und die insgesamt äusserst erfolgreiche Präsentation der Zentralsterilisation führten zur Anfrage, ob das USB als Ausbildungsstätte für ein sogenanntes «on-site training» dienen würde.

«Wir befinden uns in einer heiklen Phase», erklärte Marcel Wenk, Leiter der Zentralsterilisation des USB, «die Umsetzung der Chargendokumentation und die bevorstehende Zertifizierung der Zentralsterilisation fordern eigentlich unseren gesamten Einsatz. Trotzdem freuen wir uns über den Besuch aus Arabien.»

Während zwei Wochen im Juni gehörten die fünf Herren daher zu den Mitarbeitenden der Zentralsterilisation Ost und West. «Die Technologie ist sehr hochstehend, aber die Prozesse sind ähnlich», erklärte Mr. Majid Fahid K. Alshammari, der Sprecher der fünf, nach den ersten Tagen. «Normalerweise arbeiten wir in Riad in drei Schichten, im Unispital wird nur tagsüber gearbeitet», meinte er auf den Vergleich zwischen den Arbeitszeiten angesprochen. Während den zehn Tagen arbeiteten die fünf Gäste jeweils am Morgen direkt vor Ort



mit und lernten so die Bedienung der Geräte. Die Nachmittage waren für Theoriestunden und Rundgänge durch das USB reserviert.

Verschiedene interne Mitarbeitende bereiteten Lektionen vor. So wurde das Thema Mikrobiologie, Hygiene und der ganze Reinigungs- und Aufbereitungsprozess geschult. Es fanden Rundgänge durch die Werkstätten und durch andere Bereiche des USB statt. Lieferanten thematisierten die Instandhaltung und Wartung der eingesetzten Geräte und vertieften die Grundlagen der Aufgaben einer Zentralsterilisation sowie die Einhaltung der unterschiedlichen internationalen Normen. Ein volles Programm für zwei Wochen, doch die Teilnehmer waren so interessiert, dass sie sogar abends und am Wochenende die abgegebenen Unterlagen studierten.

«Wir waren begeistert, als wir von unserer Chance hörten, in die Schweiz zu kommen», erzählte Mr. Alshammari. «Diese Ausbildung in Basel wird sicher unsere Karrierechancen erhöhen», hoffte er. So werden die fünf nach ihrer Rückkehr mit ihren Vorgesetzten besprechen, welche Prozesse bei ihnen

neu gestaltet werden können. Auch über den Einsatz von moderneren Geräten, wie sie z.B. im USB im Einsatz sind, wird auf jeden Fall nachgedacht.

«Können Sie sich vorstellen, in der Schweiz zu leben und zu arbeiten», fragte ich Mr. Alshammari. «Ja, sicher, ich würde sofort zurückkommen, die Technologie ist hochentwickelt, die Banken und Uhren sind bei uns berühmt», erklärte er mit leuchtenden Augen. «Zudem hat uns Basel besser gefallen als Genf», erfuhr ich beim Fragen nach den Ausflügen in der Freizeit und am Wochenende. «Und Rösti hat mir gut geschmeckt, das Essen war kein Problem, obwohl ich mir im Voraus darüber Gedanken gemacht habe.» Auf die Frage nach der grössten Überraschung hörte ich von Alshammari's Kollegen: das Basler Tram! So etwas kennt man in Saudi-Arabien nicht. Und der schönste Ausflug? «Das Schilthorn mit der tollen Aussicht aus dem James-Bond-Drehrestaurant war einmalig, so etwas habe ich noch nie gesehen», erzählte Alshammari begeistert.

Das Königreich Saudi-Arabien ist in vielem sehr verschieden zur Schweiz. So herrschen dort im

Sommer Temperaturen von knapp 50° C. Doch vielleicht gerade wegen der Unterschiede scheint die Schweiz einen sehr guten Eindruck hinterlassen zu haben. Auch beim Abschlussgespräch sind beide Seiten sehr zufrieden. Von diesem erfolgreichen Austausch haben sicher alle Beteiligten profitiert. So geht das Märchen aus 1001 Nacht für dieses Jahr zwar zu Ende – doch träumen wohl einige von einer Wiederholung in der Zukunft.



begleiten – besuchen – betreuen

Seit 1975 gibt es den Freiwilligendienst im USB. Gegenwärtig sind 26 Freiwillige ehrenamtlich zum Wohl unserer Patientinnen und Patienten im Einsatz.

Gegen 9 Uhr in den Eingangshallen Klinikum 1 und 2. Das ist die beste Gelegenheit, unseren Freiwilligen zu begegnen. Dort warten sie auf eintretende Patientinnen oder Patienten, die sie anschliessend auf die Station begleiten. In der Vorweihnachtszeit konnte man sie auch beim Schmücken der Weihnachtsbäume antreffen, bei einer Arbeit, die sie ebenfalls gerne verrichten. 26 Freiwillige leisten durch ihren Einsatz im USB einen wertvollen Beitrag an unsere zeitknappe, überbeschäftigte Gesellschaft.

Der 5. Dezember ist der UNO-Tag der Freiwilligen. Alleine schon die Tatsache, dass man freiwillig Helfenden einen Tag widmet, zeigt, dass man sich der Bedeutung unentgeltlicher Einsätze bewusst ist und sie öffentlich nicht hoch genug wertschätzen kann. Freiwilliges Arbeiten ist ein Gewinn für alle, eine Win-Win-Situation. Freiwillige können mit ihrem Engagement brachliegende Kompetenzen und Talente (wieder)erwecken. Die Freiwilligenarbeit schafft Kontakte, ermöglicht neue Erfahrungen und stärkt das Selbstvertrauen. Die Organisationen und ihre Mitarbeitenden werden in ihren Aufgaben durch die Mitarbeit von Freiwilligen ergänzt und entlastet.

Von Brigitta Landolt

Geben und Nehmen

Das USB braucht seine Freiwilligen. Und wir möchten selbstverständlich auch, dass sie sich bei uns gut integriert fühlen. Das bedeutet, dass wir unsere Freiwilligen in ihrer Tätigkeit begleiten, ihnen Sorge tragen. Das ist kein leeres Versprechen, sondern vieles, was das Konzept schreibt, ist bereits im Tun. Dazu gehören auch Veranstaltungen, zu denen unsere Freiwilligen eingeladen werden. Anfang November fand das gesellige Jahresessen statt, ein Event, das bei den Freiwilligen sehr gut angekommen ist. Dazu hat das von Clown Pello geleitete Humor-Seminar wesentlich beigetragen. Dabei wurden verschiedene Themen, die im Alltag der Freiwilligen vorkommen können, auf humorvolle und ernsthafte Weise angesprochen und mit vielen praktischen Anregungen untermalt. Die Freiwilligen haben interessiert mitgemacht und liessen sich überraschen. Ein herrliches Essen im Personalrestaurant mit Einlagen von Pello rundete schliesslich die Veranstaltung ab. Dieses Beisammensein fördert den Kontakt untereinander und das Zusammengehörigkeitsgefühl als Team. Auf dem Kalender stehen deshalb regelmässig Weiterbildungsnachmittage und rund ums Jahr der Erfahrungsaustausch in der Kaffeerunde.

Dass der FWD seinen festen Platz im USB hat, zeigt das neue Konzept, der klare Auftrag. Das Dienstleistungsangebot ist breiter und individueller angelegt. Interessierte Freiwillige werden auch nach ihren Fähigkeiten und Neigungen eingesetzt, denn nicht jede/r macht alles gerne. Schliesslich soll der Einsatz sinnvoll, nützlich und freudig sein. Als Leiterin des Freiwilligendienstes ist mir dies ein besonderes Anliegen. Gerade bei neuen Freiwilligen ist es wichtig, sie auf die Gegebenheiten und Regeln unseres Spitals einzustimmen und sie gut und umfassend zu informieren. Zu diesem Zweck haben wir ein Einführungsprogramm auf die Beine gestellt. Am Einführungstag erhalten die Freiwilligen Informationen aus erster Hand zur Handhygiene, zum Umgang mit Patienten, zur Handhabung des Rollstuhls, zur Prävention und Sicherheit und haben die Gelegenheit, eine erste Orientierungshilfe durch einen ausgedehnten Rundgang durchs Spitalareal zu erhalten. Gut informiert sein heisst, sich sicher zu fühlen.



Penelope Tuckwell:
«Es gibt mir ein gutes Gefühl, etwas für Menschen zu tun. Die meisten sind dafür sehr dankbar und sagen das auch.»

Was Freiwillige hauptsächlich leisten:

Patienten

- in der Eingangshalle in Empfang nehmen und auf die Station begleiten,
- zu Voruntersuchungen begleiten,
- besuchen und beispielsweise mit ihnen durch den Spitalgarten spazieren,
- betreuen, die sich nicht zurechtfinden
- nötigenfalls ausser Haus begleiten

Zauberwort Zeit

In unserem Leitbild steht an erster Stelle «Wir nehmen uns Zeit für die zwischenmenschlichen Kontakte.» Zeit haben unsere Freiwilligen. Zeit, die sie mit Überzeugung unseren Patientinnen und Patienten schenken. Das zweite Zauberwort ist die Zwischenmenschlichkeit. Durch die Zuwendung, zum Beispiel durch das Zuhören bei einem Spaziergang durch den Spitalgarten, möchten Freiwillige dazu beitragen, den Spitalaufenthalt angenehmer zu gestalten. Einen Patienten auf positive Gedanken bringen, kann den Heilungsprozess fördern. Die Freiwilligen verstehen ihre Leistungen als nichtpflegerische Hilfestellung, jedoch als Entlastung der Pflege, des Sozialdienstes und der Angehörigen. Die Leistungen des Freiwilligendienstes sind auch kein Ersatz für bezahlte Arbeiten, sondern ergänzen sie. Unsere Freiwilligen haben das, was die meisten im Arbeitsalltag gerne mehr hätten: Zeit.

Es ist Wunschzeit

Ich wünsche mir ...

- ... von den Abteilungen vielfältige Aufträge für den FWD.
- ... viele neue Freiwillige
- ... Wertschätzung durch Anerkennung und Feedback
- ... offene Kommunikation, konstruktive Reklamationen
- ... Anregungen und Ideen
- ... den Sinn und Geist des FWD mittragen in ihrem Denken und Handeln
- ... dass man den FWD (er)kennt und positiv zur Kenntnis nimmt.



Claudia Braun, Stationsleiterin Chirurgie 7.2:
« Der Freiwilligendienst unterstützt sowohl Patienten als auch das Personal. Unsere Patientinnen und Patienten schätzen vor allem das Begleitungsangebot zum Beispiel in den Spitalgarten, was für das Pflegepersonal aus Kapazitätsgründen zum Teil nur sehr schwer möglich ist. Die Freiwilligen haben ein offenes Ohr für die Anliegen der Patienten und bieten ihnen Abwechslung vom Spitalalltag. Dass die Freiwilligen das Personal auch in einfachen administrativen Arbeiten wie das Verteilen von Eintrittsunterlagen vom Aufnahmebüro unterstützen und Patienten zu Voruntersuchungen begleiten, erweist sich als sehr entlastend. »



Ann Maerki:

« Für mich war es schon lange vor meiner Pensionierung klar, dass ich mich als Freiwillige im USB melden werde. Durch diese Tätigkeit erlebe ich nun das Spital aus einer ganz anderen Perspektive. Besonders schön finde ich, dass wir beim FWD ein Team bilden. Ich bin oft mit Penelope Tuckwell gleichzeitig im Einsatz. »



Weltspiele der Transplantierten

«Ich lebe mit geschenkter Zeit»

Bereits mit 43 Jahren musste sich Axel Breitung einer Herztransplantation unterziehen. Seither hat sich das Leben des 48-jährigen Familienvaters und Vizeweltmeisters im Pistolenschiessen verändert, und das in vielerlei Hinsicht.

Ein Gespräch mit Axel Breitung über Gott, den Sport und das Leben.

Herr Breitung, Sie sind Deutscher, gehen aber an den Weltspielen der Transplantierten für die Schweiz an den Start. Warum?

Ich starte für die Schweiz, weil ich hier mein Herz bekommen habe. Ich lebe seit 17 Jahren in der Schweiz und fühle mich hier zu Hause.

Was hat die Transplantation in Ihrem Leben verändert?

Vieles. Das, was mir früher wichtig war, ist für mich heute fast nebensächlich geworden. Hingegen hat das, dem ich früher keine Bedeutung beigemessen habe, für mich unheimlich an Dimension gewonnen. Früher habe ich sehr viel materialistischer gedacht. Mir war ein tolles Auto wichtig, eine schöne Wohnung, Flugreisen und Essen gehen.

Heute fahre ich einen kleinen quietschgelben Opel Corsa, und mehr brauche ich nicht. Ausserdem koche ich selber, weil es mir schlicht mehr Spass macht, als Essen zu gehen. Und, was das Wichtigste ist, ich verbringe heute mehr Zeit mit meinem Sohn als früher, oder zumindest versuche ich es. Heute lebe ich

Interview: Patrizia Derungs

bewusster und intensiver, weil ich weiss, dass die Zeit nach der Transplantation geschenkte Zeit ist, und die kann jederzeit vorbei sein, beispielsweise wenn mein Herz abgestossen würde.

Hätten Sie gedacht, dass Sie dereinst Vizeweltmeister im Pistolenschiessen werden würden?

Nein, vor der Transplantation hätte ich nicht daran zu denken gewagt und nach der Transplantation war ich einfach nur froh, dass ich die Komplikationen einigermaßen im Griff hatte. Aber selbst dann hätte ich nie gedacht, dass ich im Pistolenschiessen an die Spitze vorstossen würde, allein schon wegen der Nebenwirkungen der Medikamente.

Welche Nebenwirkungen waren oder sind das?

An Anfang war es vor allem massives Zittern, was für das Schiessen natürlich überhaupt nicht förderlich ist. Auch ist es so, dass die Immunsuppressiva, die ich nehmen muss, das Immunsystem derart schwächen, dass ich mich sehr leicht mit etwas infizieren kann. Deshalb habe ich grosse Menschenansammlungen, wie beispielsweise die Weltspiele in der Anfangszeit nach der Transplantation gemieden aus Angst, mich mit irgendetwas anzustecken. Heute habe ich meinen Aktionsradius zwar erweitert, muss aber immer noch aufpassen, dass ich mich nicht irgendwo infiziere. So benutze ich immer einen Mundschutz, wenn ich mit dem Bus fahre, und benutze so oft wie möglich mein eigenes Auto. Problematisch ist es auch, wenn sich jemand in meiner Umgebung erkältet oder krank wird. Mein Sohn hatte kürzlich die Windpocken, was zur Folge hatte, dass ich ihn vier Wochen lang nicht sehen durfte.

Was bedeutet der Sport für Sie heute?

Sport heisst für mich Leben. Wenn man den Körper nicht fordert, kann man ihn auch nicht fördern. Sport ist aber mehr als nur eine physische Aktivität. Sport kanalisiert Kräfte. Sport ist ein Kampf gegen sich selber und er hält fit. Das Pistolenschiessen ist ja ein Leistungssport, bei dem man körperlich und geistig fit sein muss. Und ausserdem braucht man im Leben ein Ziel und ich, ich habe ein Ziel: Ich will eines Tages den Weltrekord im Pistolenschiessen knacken.



Ausgezeichnet. Axel Breitung, herztransplantiert, ist Vizeweltmeister.

Wie war es damals, als Sie erfahren haben, dass Sie eine Transplantation brauchen?

Als ich erfahren habe, dass ich eine Transplantation brauche, ging alles ziemlich schnell, da man mir gleichzeitig mitteilte, dass ich ohne Transplantation nur noch neun Monate zu leben hätte. Nach acht Monaten und drei Wochen wurde ich dann schliesslich transplantiert. Während dieser Zeit habe ich jeden Tag gedacht, hoffentlich wachst du morgen früh noch auf. Damals vor der Transplantation wollte ich nur eines: Leben für meinen Sohn.

Bevor ich transplantiert wurde, war ich so schwach, dass ich es nicht schaffte, mit zwei Litern Milch ohne Pause in den ersten Stock zu steigen. Und wenn ich oben ankam, war ich tropfnass. Heute schleppe ich problemlos eine ganze Harasse die Treppe hinauf.

Wie ist Ihre Lebensqualität heute?

Mir geht es sehr gut. Ich lebe mit geschenkter Zeit. Heute denke ich, dass ich eigentlich fast besser lebe als vor meiner Transplantation. In den neun Monaten Wartezeit habe ich Beten gelernt, das war etwas, was ich vorher nie in meinem Leben gemacht hatte. Gott, Glaube, Kirche waren früher für mich Teile einer Institution, die ich toleriert und der ich Steuern gezahlt habe. Doch heute sind Gott und Glauben für mich mit ganz anderen Inhalten gefüllt und ich engagiere mich auch kirchlich.

Was können Sie einem Menschen sagen, der vor einer Transplantation steht?

Das ist eine sehr schwierige Frage. Eine Transplantation ist immer etwas Individuelles. Aber wenn der Wille zum Leben da ist, dann gibt es sehr viele Menschen, Ärzte, Seelsorger, Familienmitglieder, Freunde, Therapeuten sowie andere Transplantierte, die bereit sind, einem auf diesem Weg beizustehen.

Jemandem, der transplantiert worden ist, würde ich sagen: «Treibe Sport und bewege dich, und wenn es nur Spazieren gehen ist – und freue dich über jeden Tag, den du lebst. Und das Wichtigste: Schliesse dich mit anderen Transplantierten zusammen. Die können dir nachfühlen, wie es dir geht, wenn du Angst vor einer Abstoßungsreaktion hast, was ja jeder Transplantierte einmal in seinem Leben erlebt.»

Dieses Gemeinschaftsgefühl habe ich auch an den Spielen erlebt. Dort treffen sich rund 2800 Transplantierte. Jeder hat seine eigene Geschichte, und dennoch fühlt man sich wie eine grosse Familie. Zu dieser Familie gehören auch die Spender. Viele sind an den Weltspielen dabei und freuen sich gemeinsam mit den Transplantierten über einen sportlichen Erfolg mit «ihrem» Organ.

Werden Sie auch im kommenden Jahr an den Weltspielen der Transplantierten teilnehmen?

Die Weltspiele der Transplantierten finden nur alle zwei Jahre statt, und zwar in den ungeraden Jahren. In den geraden Jahren, also im kommenden Jahr, finden die Europameisterschaften statt, und an denen möchte ich auf alle Fälle teilnehmen, da diese in Würzburg ausgetragen werden, einem Ort, der nur 80 Kilometer von meiner Heimatstadt entfernt liegt. Das heisst, immer vorausgesetzt, dass ich das Geld für die Teilnahme zusammenbekomme. Als Transplantierte ist es für mich so gut wie unmöglich, einen Job zu finden. Obwohl ich jetzt ein gesundes Herz habe, werde ich nicht als gesund eingestuft, da ich Medikamente nehmen muss. Das Risiko mich anzustellen, will kein Arbeitgeber auf sich nehmen. Aus diesem Grunde muss ich von der IV leben. Mit anderen Worten: Um an den Weltspielen teilnehmen zu können, bin ich auf Sponsoren angewiesen. Die diesjährigen Weltspiele habe ich selber finanziert, was ich ein zweites Mal wohl kaum werde tun können. Sponsoren wären also herzlich willkommen



Die Schweizer Delegation an den Weltspielen der Transplantierten in Bangkok.

Info

Kontakt zu Axel Breitung über
gazzetta@uhbs.ch, Betreff: Axel Breitung

Erfolg

USB-Orthopäde zum Top-Karatekämpfer aufgestiegen

An den 8. Karate-WM in Tokio (Japan) vom 20.–25. August 2007 wurde Claudio Rosso, Assistenzarzt Orthopädie Behandlungszentrum Bewegungsapparat, Vizeweltmeister im Freikampf (Kumite, International Team). Der Karate-Kämpfer und Inhaber des 2. Dan (Meistertitel) hat damit den Aufstieg zum internationalen Topkämpfer geschafft.

Claudio Rosso kämpfte an den Karate-WM auch in einem internationalen 5-köpfigen Team, das nach den Einzelkämpfen zusammengesetzt wurde. Sein Team bestand aus einem weiteren Schweizer, Murat Sahin, zwei Aserbajdschanern und einem Südafrikaner. Gewonnen hat es gegen Georgien, Russland und Japan, dann aber im Finale gegen ein reines Aserbajdschan-Team verloren. Karate-Vizeweltmeister im Freikampf geworden zu sein, den 4. Platz im Team Kata (dabei kommt es auf die Techniken und die Synchronität an) und den 16. Platz (von 83) im Kumite Einzel erreicht zu haben, ist ein grosser Erfolg für den Assistenzarzt Orthopädie.

Wie sind Sie zum Karate-Sport gekommen?

Ich habe 1989, mit 11, zum ersten Mal Karate praktiziert, dann aber für einige Jahre ausgesetzt und mit Rudern begonnen, wo ich deutscher Vize-Juniorenmeister bin. Parallel dazu habe ich dann wieder 1995 mit Karate begonnen und bin inzwischen mehrmals Schweizer Meister im Einzel und im Team geworden.

Interview: Gina Hillbert

Mich haben vor allem als Kind und dann als Jugendlicher die Karate-Filme (Karate Kid) beeinflusst, bis ich nach einiger Zeit im Training feststellte, dass es mehr gibt als nur den Kampf, sondern dass vielmehr eine ganze Philosophie hinter Karate – dem Weg der leeren Hand – steht.



Geschafft! Claudio Rosso (2. v.r.) ist Vizeweltmeister im Freikampf

Dann bedeutet für Sie Karate mehr als die intensive Ausübung eines Sports?

Ja, sicher. Denn es geht nicht nur um den Kampf, sondern um die Harmonie von Körper und Geist. Karate ist nicht nur ein Sport, sondern ein Lebensweg, der nicht nur körperlich Fortschritte bringt, sondern auch mental und somit auch für das Berufsleben und das Privatleben einen Ausgleich bringt. Im Karate lernt man von der Grundschule bis zum Kumite (Freikampf) – als Vollendung des Karate – einen Weg (japanisch Do) zu gehen. Dies ist auch auf das Berufsleben übertragbar gemäss dem Leitgedanken: Lerne etwas von Grund auf, ohne etwas auszulassen, und du wirst es zur Perfektion bringen. Karate sehe ich vor allem als einen Ausgleich zum Berufsleben an. Ich kann mich voll auf meinen Körper und meinen Geist konzentrieren, den Alltag ausschalten.

Was ändert sich jetzt, nachdem Sie Vizeweltmeister geworden sind?

Das Wettkampf-Karate läuft praktisch nebenbei zu meinem normalen Training und hat jetzt natürlich nach den WM an Bedeutung gewonnen. Als Aufsteiger zu den internationalen Top-Kämpfern werde ich vermehrt an internationale Turniere und Lehrgänge eingeladen. Schön wäre es, jetzt einen Sponsor zu finden. Ich werde aber weiterhin auch meinen ganz eigenen Weg gehen und meine Philosophie und meine Techniken im eigenen Karate-Club weitergeben.

Und beruflich?

Aufgrund der Nachfrage wurde neu im USB die «Kampfsport»-Sprechstunde im Behandlungszentrum Bewegungsapparat ins Leben gerufen. Ich leite diese Sprechstunde, die eingebettet ist in die Sprechstunden der unteren Extremitäten. Dort werden speziell Kampfsportler betreut. Zum einen sollen subakute Traumata nach Wettkämpfen (z.B. Vorderes Kreuzband, Menisci etc.) diagnostiziert und behandelt werden. Zum anderen wird eine Leistungsdiagnostik mit Trainingsplänen speziell für Kampfsportler angeboten.

www.shotokanschweiz.ch

Kooperation

Memory Clinic in der Champions League

Hoher Besuch von Delegierten international renommierter Universitäten in der Memory Clinic des USB. Er markiert den offiziellen Beginn einer internationalen Zusammenarbeit.

Am 21. September 2007, am Weltzheimer-Tag, besuchten Frau Prof. L.K. Tyler, Direktorin des Centre for Speech, Language, and the Brain der Universität Cambridge/UK, und Herr Dr. E. Stamatakis, Universität Manchester/UK, die Memory Clinic am USB. Dies markierte den offiziellen Beginn einer internationalen Zusammenarbeit dieser drei Institutionen. Ziel ist es, in Basel erhobene Daten der strukturellen Bildgebung (MRI) von Patientinnen und Patienten im Frühstadium einer Demenz (z.B. Alzheimer-Krankheit) und von Gesunden (Basel Study on the Elderly) gemeinsam mit Hilfe neuester wissenschaftlicher Verfahren zu analysieren.



(von links):

Dr. Kirsten I. Taylor, Marie Curie Fellow, University of Cambridge,

Prof. Andreas U. Monsch, Leiter Memory Clinic, USB,

Dr. Emmanuel Stamatakis (University of Manchester,

Prof. Lorraine K. Tyler, University of Cambridge und

Prof. Reto W. Kressig, Chefarzt, Akutgeriatrie und Memory Clinic, USB

Schon gehört? Schon gesehen?

USB-Studie in «Annals of Internal Medicine». Kombinationstherapie senkt Proteinurie bedeutend stärker als Monotherapie. In einer Meta-Analyse des Institutes für Klinische Epidemiologie des USB über nierenkranke Patienten mit Proteinurie konnte das Forschungsteam um Prof. Regina Kunz nachweisen, dass die Kombinationstherapie aus ACE-Hemmern plus Sartanen die Proteinurie um 25 Prozent stärker senkt, als die Monotherapie mit jeder Einzelsubstanz. Die Studie unter dem Originaltitel: «Meta-analysis: Effect of Monotherapy and Combination Therapy with Inhibitors of the Renin-Angiotensin System on Proteinuria in Renal Disease» erscheint in den Annals of Internal Medicine, www.annals.org.

Polytrauma-MBI: Erfolg. Die Deutschen Gesellschaft für Unfallchirurgie verlieh PD Dr. Thomas Gross den Innovationspreis 2007 für seine Habilitationsschrift an der Medizinischen Fakultät der Universität Basel zum Polytrauma-Management am Universitätsspital Basel. Für die Publikation mit dem Titel: «Der Einsatz eines multifunktionalen bildgestützten Interventionsraumes (MBI) in der Initialphase stationärer Schwerverletzten-Versorgung: Erwartungen, Realität und Perspektive» erhielt er die mit 10 000 Euro höchst dotierte Auszeichnung.

SAKK/Amgen Research Award 2007. PD Dr. Christoph Mamot, Oberarzt Onkologie USB, und Dr. Andreas Wicki, Assistenzarzt Medizin USB, erhielten den Award 2007. Die Verleihung erfolgte im Rahmen der Halbjahresversammlung der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für Klinische Krebsforschung (SAKK) im November 2007 in Basel.

Soranos Science Award 2007. Prof. Dr.med.Dr.h.c.mult. Wolfgang Holzgreve erhielt auf der Internationalen Perinatologie-Tagung in Istanbul den Soranos Science Award 2007 für seine Beiträge in der Pränatalen Medizin, insbesondere der Forschung zur pränatalen Stammzelltherapie. Ausserdem ermittelte die Zeitschrift Laborjournal bei ihrer Auswertung des Citation Index, dass Prof. Holzgreve mit Abstand die meisten Zitierungen aller Gynäkologen im deutschsprachigen Raum aufweist. Zudem erhielt er von der La Salle University in Philadelphia einen MBA-Titel.

SIAK-Pfizer Preis 2007. Dr. med. Dr. phil. II Martin Buess, OA an der Klinik für Onkologie, erhielt am 22.11.2007 den SIAK-Pfizer Preis 2007 für angewandte Krebsforschung für seine im September 07 publizierte Arbeit mit dem Thema: Characterization of heterotypic interaction effects in vitro to deconvolute global gene expression profiles in cancer.

Präsidenschaft. Prof. Richard Herrmann, Chefarzt Onkologie am USB, wurde für weitere drei Jahre als Präsident der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für Klinische Krebsforschung (SAKK) gewählt.

Intranet. Neues Projekt- und Prozessmanagementportal der Unternehmensentwicklung. Ab Januar 2008 im Intranet überarbeitete Seite zu Projekt- und Prozessmanagement. Dort sind alle Regeln, Vorlagen, Anleitungen und Informationen zu beiden Themen zu finden.

Intranet: <http://pmportal>

I Medici Klangvolles Zusammenspiel

Das Orchester am Universitätsspital Basel stimmt ein.



Gegen 40 musizierende Mitglieder zählt heute das USB-Orchester «I Medici». Die Gründung geht auf das Jahr 1970 zurück und auf den damaligen USB-Diabetologen Prof. Willy Berger und die Angiologin Dr. Marie-Theres Widmer. Wie der Name sagt, I Medici (italienisch: die Ärzte) bestanden in den Anfängen aus 14 Ärztinnen und Ärzten. Sie haben durch das gemeinsame Musizieren einen Ausgleich zum Stress ihres Berufsalltags finden wollen. Dieses Konzept stimmte schon damals und tut es bis heute. Verändert hat sich in den Jahren jedoch der Kreis der Musizierenden. Mittlerweile stammen sie aus verschiedenen Berufen im Gesundheitswesen und sind in ganz unterschiedlichen Institutionen tätig. I Medici wollen ihr Orchester in Zukunft gerne wieder etwas näher ans USB rücken, denn sie fühlen sich mit unserem Spital besonders verbunden.

Von Gina Hillbert

Die Probearbeit des Orchesters und die Konzerte werden durch zwei Berufsmusiker betreut. Namentlich durch den Dirigenten Felix Lindenmaier und den Konzertmeister Vincent Providoli. I Medici geben zwei öffentliche Konzerte jährlich, treten an medizinischen Kongressen und Benefizveranstaltungen auf. Ihre Werkpalette reicht von der Spätrenaissance bis zur Gegenwart. Manchmal treten sie auch mit einem Chor auf. Es herrscht ein harmonisches Zusammenspiel innerhalb der Orchestergemeinschaft. Alle sind sehr ernsthaft dabei, nutzen die Gelegenheit, sich als Musizierende zu perfektionieren. Deshalb sind auch die Proben in wöchentlichem Rhythmus angesetzt.

Wichtig ist den Musizierenden das Zusammenspiel. Man lerne aufeinander zu hören, wenn man sich einem Stück annähert und es gemeinsam erarbeitet, bis es zusammenstimmt. Ein ehemaliger Arzt aus dem USB und schon lange aktives Mitglied des Orchesters merkt an, dass es in seinem Beruf essenziell ist, gut und genau zuzuhören. Die Wahrnehmung des Patienten, die Erfassung dessen, was er äussert, sei für das Gesamtbild äusserst wichtig. Beim Musizieren mit den I Medici habe er das gelernt.

Möchten Sie zuhören und geniessen? Erleben Sie I Medici an ihrem nächsten Konzert am Sonntag, 27. Januar 2008, 17 Uhr, im Innenhof des Baudepartements. Auf dem Programm stehen Werke von Komponisten aus dem 16. bis 18. Jahrhundert. Oder am Sonntag, 11. Februar 2007, 16.30 Uhr, in der St. Michaelskirche, Allmendstrasse 36, Basel: «... in anderem Klanggewand...» Werke von Rameau, Mozart, Bruckner und Debussy in Arrangements und Bearbeitungen. Eintritt frei, Kollekte.

Haben Sie selber Interesse am Musizieren? I Medici freuen sich über Neumitglieder (s. Info).

Info

- Neumitglieder willkommen. Kontakt über E-Mail: i_medici@gmx.ch
- Proben finden jeweils montags von 19.45 bis 21.30 Uhr im USB, Hebelstrasse 36, UG, statt.
- Gönnerverein I Medici, Präsident: Prof. Niklaus Gyr, Jahresbeitrag CHF 40
- I Medici spielen auch für Sie. Kontakt über oben stehende E-Mail-Adresse.
- Eigene Website im Aufbau.

**Ressort Entwicklung Gesundheitsberufe
und Mitglied der Spitalleitung**

Silvia Rosery

Frau Silvia Rosery ist per 1. 1. 2008 zur Leiterin des Ressorts Entwicklung Gesundheitsberufe und zum Mitglied der Spitalleitung des Universitätsspitals Basel (USB) ernannt worden. Sie löst in ihrer Funktion Frau Heidi Flossmann ab, die nach langjähriger Tätigkeit zu diesem Zeitpunkt in den Ruhestand tritt.



Die neue Leiterin des Ressorts Entwicklung Gesundheitsberufe und Mitglied der Spitalleitung, die 47-jährige Silvia Rosery, ist diplomierte Pflegefachfrau sowie diplomierte Erwachsenenbildnerin AEB. Ihre berufliche Laufbahn beginnt als Pflegefachfrau zunächst in einem Spital in Deutschland, dann im Spital Schwyz. Ab 1994 ist sie an der Schule für Pflegeassistenten in Schwyz tätig, wo sie als Schulleiterin langjährige Erfahrungen in einer Berufsschule im Gesundheitswesen sammelt. Im Oktober 2003 übernimmt sie die Leitung des Pflegedienstes des Kantonsspitals Uri und nimmt Einsitz in die Spitalleitung.

Silvia Rosery hat sich insbesondere durch die Projektleitung «Einführung einer elektronischen Patientenakte (KIS)» in Fachkreisen einen Namen gemacht. Dieses Vorzeigeprojekt findet schweizweit grosse Beachtung. Seit 2005 ist Frau Rosery Präsidentin der Regionalgruppe Zentralschweiz der Schweizerischen Vereinigung der Pflegedienstleitungen (SVPL).

Silvia Rosery ist ab Jahresbeginn im USB für die spitalweite Sicherstellung der strategischen und inhaltlichen Steuerung beziehungsweise Weiterentwicklung der Gesundheitsberufe verantwortlich. Sie wird in internen und externen Gremien, Institutionen und Verbänden die Interessen des USB im Bereich der Gesundheitsberufe vertreten. Als Mitglied der Spitalleitung ist sie überdies in gesamtunternehmerische Projekte eingebunden.

Silvia Rosery ist Mutter zweier erwachsener Söhne.

VPOD-Gruppe USB

Jetzt gehts vorwärts mit der Arbeitszeitverkürzung!

Die vpod-Kampagne «Kürzere Arbeitszeit – mehr Stellen» ist einen grossen Schritt weitergekommen: Der Grosse Rat hat am 19. September 2007 die entsprechende Motion von vpod Präsident Urs Müller mit 58 zu 44 Stimmen klar angenommen, resp. an die Regierung überwiesen. Damit ist der Regierungsrat verpflichtet, dem Grossen Rat einen Vorschlag zur Kürzung der jährlichen Arbeitszeit bei gleichzeitiger Schaffung der zusätzlich nötigen Stellen vorzulegen. Vor dem Hintergrund der Umfrage des vpod region basel, die auch im USB durchgeführt wurde, ist bekannt, dass ein Grossteil der betroffenen kantonalen Angestellten eine Woche mehr Ferien wünscht. Die Motion ist aber insofern offen formuliert, als für einzelne Betriebe auch eine Kürzung der wöchentlichen oder jährlichen Arbeitszeit bzw. eine Senkung der Pflichtstunden möglich ist. Wir werden Sie auf dem Laufenden halten.

Wir wünschen Ihnen eine besinnliche Adventszeit, frohe Festtage und einen guten Start ins neue Jahr. Wir sind auch 2008 während der Sprechstunden und im Sekretariat im Gewerkschaftshaus gerne für Sie da.

VPOD-Sprechstundentermine im USB

Klingelbergstrasse 23, 2. Stock, Büro 217,
15 bis 17.30 Uhr

Januar: 3., 31.

Februar: 14. (nur bis 16.30 Uhr)/

17.00 Uhr: Mitgliederversammlung

März: 13., 27.

Telefonische Voranmeldungen sind möglich, aber nicht nötig!

VPOD-Sekretariat: Tel. 061 685 98 98

Bei Fragen – Infos – Anregungen

Die VPOD-Kontaktpersonen im USB:

Karin Brülhard
kbruelhard@uhbs.ch
Chirurgie 4
Tel. 57141

Andi Sisti
asisti@uhbs.ch
Alarmzentrale
Tel. 53017

Redaktionelle Verantwortung

Die Personalverbände können in der USB-Hauszeitung ihre Mitteilungen und Anliegen publizieren. Die Redaktion übernimmt für den Inhalt dieser Rubrik keine redaktionelle Verantwortung.

Herzliche Gratulation

40 Jahre

05.03. **Hollenstein Ursula**, Frauenklinik

35 Jahre

01.01. **Boussada Elly**, Medizin 7.2
01.01. **Greppi Maria Giustina**, Frauen-Poliklinik
01.01. **Mäcke Helmut**, Radiologie
20.01. **Sutter Helene**, HNO Audio-/Otologie
01.02. **Antunes Jose Antonio**, Anästhesie
01.02. **Marbet German**, Labormedizin
01.03. **Jäggi Monika**, Dermatologie

30 Jahre

01.01. **Arena Mario**, Patiententransport
01.01. **Enzmann Werner**, Gebäude- & Energietechnik
01.01. **Toth Ferenc**, Labormedizin
15.01. **Manz Gaby**, Ambulante Chirurgie
01.02. **Cousillas Maria del Carmen**, Küche
01.02. **Häusler Felicitas**, WHC
01.03. **Anicic Marica**, Personalrestaurant
16.03. **Graffeo Giuseppe**, Gebäudereinigung
23.03. **Flury Urs**, Stab Recht PR&Bau

25 Jahre

01.01. **Kettner Eva Maria**, Radiologie
01.01. **Rios Maria del Carmen**, Reinigungsdienst
01.01. **Tortola Cornelia**, Dermatologie
02.01. **Leupolz Renate**, Isolierstation
26.01. **Vazquez Jose**, Gebäudereinigung
01.02. **Batzer Siegfried**, Anästhesie
01.02. **Piras Franceschina**, Küche
01.02. **Schinz Regula**, Endokrinologie
05.02. **Schaub Michele**, Chirurgie 3 Ost
18.02. **Lötscher Annette**, Chirurgie 3 Ost
01.03. **Rodinger Brigitte**, Notfallstation
22.03. **Heimberg Sigrun**, Labormedizin
23.03. **Mon Genara**, Reinigungsdienst

20 Jahre

01.01. **Aspacher Esther**, Therapie-Dienste
01.01. **Bircher Andreas**, Dermatologie
01.01. **Chrislit Sonia**, Medizin 5.1
01.01. **Hoch Jeannette**, Labormedizin
01.01. **Hofmann Petra**, Radiologie
01.01. **Kammerer Peter**, Isolierstation
01.01. **Lima Alcidia**, Küche
01.01. **Schick Bernhard**, Ambulante Chirurgie
01.01. **Schweighauser Edith**, Spital-Pharmazie
01.01. **Thommen Brigitte**, HNO
07.01. **Nolte Christa**, Nephrologie
11.01. **Ehkirch Patrick**, Küche
18.01. **Meier Markus**, Küche

01.02. **Brunner Marie-Christine**, Nephrologie
01.02. **Glade Beate**, Medizin 5.1
01.02. **Martin Norbert**, Anästhesie
01.02. **Müller-Wernli Karin**, Chirurgie 1 Ost
01.02. **Schaub Marcel**, Spital-Pharmazie
01.02. **Schreck Marie-Madeleine**, Chirurgie 6 Ost
04.02. **Dinkler Stephan**, Isolierstation
01.03. **Arnold Annie**, Labormedizin
01.03. **Chiodetti Nicole**, Labor Pränatale Medizin und Gyn. Onkologie
01.03. **Grienenberger Dominique**, Labormedizin
09.03. **Rihn Patricia**, Med.KUK 8.2
19.03. **Blattner Beate**, Anästhesie
25.03. **Cortizo Concepcion**, Reinigungsdienst
26.03. **Vicent Gerber Maria**, Isolierstation

15 Jahre

22.01. **Bischoff Moebel Agnes**, Anästhesie
01.01. **Girard Michèle**, Infektiologie
01.01. **Lang Didier**, Küche
01.01. **Troeger Hans**, BZB Obere Extremitäten
16.01. **Haefeli Lucia**, Medizin 6.2
01.02. **Jenne Christiane**, Nephrologie
01.02. **Neels Manuela**, Medizinische Intensivstation
01.02. **Weinmann Karin**, Bereichsdienste
01.03. **Carangelo Carla**, Küche
01.03. **Horber Verena**, Dermatologie
01.03. **Kunz Christoph**, WHC
01.03. **Späth Gertrud**, Chirurgie 7 West
01.03. **Strojin Bruno**, Radiologie
01.03. **Waldmann Sibylle**, Chirurgie 7 Ost
01.03. **Yasar Sabine**, Medizin 7.1
08.03. **Bertoli Sibylle**, HNO Audio-/Otologie, Memory Clinic NPZ
15.03. **Akdemir Firaz**, Reinigungsdienst
15.03. **Canovas Genevieve**, Chirurgie 5 West
24.03. **Meier Kirsten**, Zentrale für Temporärstellen / ZTP

10 Jahre

01.01. **Adler Mosca Hildegard**, Labormedizin
01.01. **Degen Lukas**, Gastroenterologie
01.01. **Kummer Sandra**, Radiologie
01.01. **Neumann Mireille**, Anästhesie
01.01. **Oppliger Dorette**, Radiologie
01.01. **Riecher-Rössler Anita**, PUP
01.01. **Rizzo Salvatore**, Radiologie
01.01. **Roubaty Dominique**, Nephrologie
01.01. **Schötzau Andreas**, Augenklinik
01.01. **Settelen Christina**, Klinische Pflegewissenschaft
01.01. **Sobotka Jirina**, Einkauf
01.01. **Strub Roland**, Notfallstation
01.01. **Wohler Christoph**, Gas- & Sanitärtechnik
05.01. **Bösiger Jacqueline**, Frauenklinik
12.01. **Nardella Paloma**, Anästhesie

und ein Dankeschön

- | | | | |
|--------|---|--------|--|
| 28.01. | Höhener Christine , Zellersatzambulatorium | 01.03. | Leiggenger Christoph , WHC |
| 01.02. | Borgese Giovanna , Reinigungsdienst | 01.03. | Meier Kummer Elisabeth , Akutgeriatrie, Innere Medizin CA/LA |
| 01.02. | Felix Patricia , Labormedizin | 01.03. | Moser Caroline , Labormedizin |
| 01.02. | Gasser Nicole , Anästhesie | 03.03. | Keidel Veronica , Krisenintervention KIS |
| 01.02. | Taksaoui Alice , Neurologische Klinik | 14.03. | Däppen Claudia , Zentrale für Temporärstellen/ZTP, Notfallstation |
| 01.02. | Von Arx Nadja , Einkauf | 15.03. | Gambazzi Franco , Herz-/Thoraxchirurgie |
| 14.02. | Zimmer Christiane , Chirurgie 3 Ost | 16.03. | Huguenin Brigitte , Telefonzentrale |
| 23.02. | Zogg Nicole , Radiologie | 23.03. | Vicente Maria , Reinigungsdienst |
| 24.02. | Rudin Fränzi , Medizin 7.1 | | |



Pensionierungen

Medizin

- 31.12. **Schär Johanna**, Neurologie
 31.12. **Mooren Philomena**, Medizin 6.2

Operative Medizin

- 31.01. **Rinaldi Jolanda**, Ambulatorium Urologie
 31.03. **Kerschbaumer Ruth**, Personalabteilung

Spezialkliniken

- 31.01. **Kyung Soon Husner**, HNO-Poliklinik
 31.01. **Hollaus Franz Josef**, HNO-Bettenstation

Personal / Finanzen / Betrieb

- 31.03. **Gamper René**, Logistik
 31.03. **Tena René**, Gebäudeverwaltung
 31.03. **Gygli Doris**, Zentralarchiv

Anmerkung: Die Liste der Pensionierungen war bei Redaktionsschluss möglicherweise noch nicht vollständig. Wir bitten um Verständnis dafür, dass weitere in Pension gehende Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter um das 1. Quartal 2008 erst in der nächsten Ausgabe erwähnt werden.

Wir trauern

um **Mauricette Bariller**, gestorben am 24. September 2007. Sie war seit 1.8.1971 Mitarbeiterin der Küche.

Würdigungen

Iris Deuber

Nach 34 Dienstjahren beim Arbeitgeber Basel-Stadt – davon 19 im Universitätsspital – hat es sich Iris Deuber nicht nehmen lassen, sich vorzeitig ins arbeitsfreie Leben zu verabschieden.

Als «Berner-Meitschi» kam Iris Deuber – nach der KV-Lehre bei einem Metzger in Bern und einem anschliessenden Studienaufenthalt in Florenz – 1969 nach Basel. Warum sie das schöne Bern zugunsten Basel verliess – wir wissen es nicht.

Von 1969 bis 1973 hat Iris Deuber dann in der Roche ihre kaufmännischen Sporen abverdient. 1973 startete sie als Verwaltungsassistentin beim Sozialpädagogischen Dienst der Schulen, beim Erziehungsdepartement ihre «Staatskarriere». Am 1. Juli 1988 wechselte sie ins damalige Kantons-spital und arbeitete, angefangen in den Spezialdiensten, bis zu ihrer Pensionierung in der Personalabteilung des Bereiches Medizinische Querschnittsfunktionen als Personalverantwortliche. Unzählige Personaldossiers hat sie für die Therapie-Dienste, die Spitalpharmazie, die Pathologie, die Labormedizin und die Nuklearmedizin bearbeitet. Hat ebenso unzählige Mitarbeitende willkommen geheissen, aber auch verabschieden müssen.

Iris Deuber ist eine äusserst belesene, kulturell vielseitig interessierte Frau. Politik interessiert sie genauso wie Theateraufführungen, verschiedene Richtungen von Musik und allerhand Museen. Immer wieder Spannendes konnte sie uns erzählen von ihren vielen abenteuerlichen Reisen, allen voran diejenige in den Iran. Aber auch von ihrem Trip durch Chile, wo sie ihren 50. Geburtstag feierte. Als Musikbegeisterte singt Iris Deuber seit bald 30 Jahren im Leo (von Leonhardsgymnasium)-Chor als Tenor oder «Tenöse», wie die Damen im Chor genannt werden. Ebenfalls seit bald 30 Jahren ist sie engagiert in ihrem Quartierverein, dem Breite-/Lehenmattquartier, wo sie mithilft beim Organisieren von politischen, sozialen und kulturellen Veranstaltungen, Lesungen und Podiumsdiskussionen, teils sogar als Moderatorin. Wir wissen aber auch, dass sie eine experimentierfreudige Hobbyköchin ist und liebend gern Freunde und Familie bekocht.

Obschon wir politisch das Zimmer nicht immer geteilt haben, waren die Diskussionen mit ihr konstruktiv und nie abwertend. Mit Iris Deuber hat sich eine sprachgewandte und humorvolle Arbeitskollegin in eine neue Freiheit aufgemacht. Ihre berufliche Karriere ist zu Ende gegangen – es lebe ihre Freizeit! In diesem Sinne: Herzlichen Dank für alles und – machs guet!

Franziska Lischer für das Team der Personalabteilung Medizinische Querschnittsfunktionen

Prof. Dr. Michael Jürg Mihatsch

Weltweiter Einfluss trotz örtlicher Konstanz oder «Die jungen Leute müssen über mich hinauswachsen!»

Nach gut 37 Jahren Tätigkeit am Universitätsspital Basel wurde Professor Michael Mihatsch Ende Oktober 2007 als Ordinarius und Vorsteher des Instituts für Pathologie emeritiert. Er wurde am 11. Juli 1943 als Sohn eines deutschen Ärztehepaares in Oberschlesien im heutigen Polen geboren und übersiedelte mit seiner Familie in der frühen Kindheit nach Deutschland ins Rheinland. In Duisburg besuchte er die Grundschulen und das Neusprachliche Steinbarth-Gymnasium. Nach seinem Abitur führte ihn sein Weg immer weiter nach Süden. Zunächst nach Bonn, wo er 1963 sein Medizinstudium begann, und schon 1964 nach Freiburg im Breisgau. Damit, wie es sich erweisen sollte, definitiv ins Oberrheinland.

1968 schloss er sein Studium in Freiburg ab und absolvierte zwei klinische Assistenzjahre in Chirurgie, Gynäkologie und Geburtshilfe und Innerer Medizin. 1969 heiratete er Ingrid Anselm, ihres Zeichens ebenfalls Ärztin und eine Persönlichkeit, die für den weiteren Weg ihres Ehemanns entscheidenden Einfluss haben sollte. Dem Paar wurden in den kommenden Jahren drei Söhne geschenkt, deren einer wiederum den Beruf seiner Eltern und Grosseltern gewählt hat. Noch vor der Familiengründung bewarb sich Michael Mihatsch 1970 bei Prof. Zollinger in Basel, von dessen Qualitäten als Pathologe und Lehrer er beeindruckt war, mit der Idee, einiges für seine spätere Tätigkeit als Arzt zu lernen. Aus dem Vorzimmer wurde ihm kurz und bündig beschieden, man sei nicht dafür da, ausländische Ärzte auszubilden. Michael Mihatsch liess sich dadurch aber nicht beirren, insistierte und sprach fast zur Unzeit bei Prof. Zollinger vor, was ihm sofort mit einer Anstellung als wissenschaftlicher Assistent gelohnt wurde.

Aus dem geplanten Abstecher zu einem guten Lehrer sollte ein 37jähriges Wirken in Basel werden, während dessen Michael Mihatsch seine grossen Spuren als Wissenschaftler, Lehrer und Nachwuchsförderer gezeichnet hat. Die äussere Karriere ist schnell erzählt: 1972 wurde er zum Institutsarzt, 1977 zum Instituts-Spezialarzt ernannt und spezialisierte sich auf Nierenpathologie. Nach der Habilitation und dem Erwerb des Facharztstitels FMH 1978 leitete er ab 1980 das Ressort Biopsie des Instituts und ab 1984 die Abteilung Nierenpathologie. 1985 wurde er zum ausserordentlichen Professor und 1989 zum Ordinarius und Leiter des Instituts berufen.

Wissenschaftlich wurde Prof. Mihatsch in den 70er Jahren in der Öffentlichkeit sichtbar, weil er auf die Häufung bösartiger Tumoren als Nebenwirkung von Phenacetinhalten Schmerzmitteln aufmerksam machte. Bereits sein Lehrer Zollinger hatte 25 Jahre zuvor die Papillennekrosen (abgestorbene Gewebeteile der Niere) als Nebenwirkung dieser Schmerzmittel beschrieben. Michael Mihatsch aber brachte schliesslich den Stein ins Rollen, der zum Bann der giftigen Substanz führte. Wenige Jahre später, nach den ersten Erfolgen der Transplantationsmedizin mit dem Medikament Cyclosporin A, war er es wieder, der die durch diese Substanz bedingten Nierenschädigungen beschrieb, einmal mehr nicht zur Freude der Industrie und der zunehmend erfolgreicherer Transplantationsmedizin. Seine Studien trugen aber dazu bei, Cyclosporin so zu dosieren, ohne nachhaltige Schäden des Transplantats zu verursachen. Durch diese einschneidenden Erfahrungen wurde Michael Mihatsch nicht etwa zu einem Kritiker der Pharmaindustrie, sondern zu einem Förderer der Transplantationsmedizin und zu einem weltweit führenden Spezialisten für die Pathologie der Nierentransplantate. Dies ist für ihn charakteristisch; in manchen Widrigkeiten und Rückschlägen vermochte er nicht nur die Chancen für die Zukunft zu erkennen, sondern auch seine Kollegen und Mitarbeitenden für seine Ideen zu gewinnen und die Drittmittelgeber vom Potenzial seiner Forschung zu überzeugen. 1986 wurde er für seine international ausstrahlende wissenschaftliche Tätigkeit mit dem Franz Volhard Preis des Deutschen Stifterverbandes für Nierenforschung – zusammen mit Prof. G. Thiel und PD Dr. B. Ryffel – für überragende Leistungen auf dem Gebiet der Nephrologie geehrt.

Dass Michael Mihatsch 1970 einem guten Lehrer «auf den Basler Leim gekrochen» ist, dürfte wohl fast noch charakteristischer für ihn sein. Seine Fähigkeiten und sein Engagement für die Lehre in jeder Situation und für jede Stufe des Wissens sind mehr als bemerkenswert. Er «erfand» die Kinderuni für die Jüngsten und gründete den Verein der Ehemaligen und Freunde der Fakultät zur Förderung der Lehre und Forschung für die Älteren. Er war sich nicht zu schade, in zahlreichen nichtakademischen Veranstaltungen zu lehren und seine Zeit zu investieren, um neues Personal aller Berufe im Universitätsspital einzuführen – was er so gut machte, dass er sich der diesbezüglichen Anfragen manchmal kaum erwehren konnte. Er initiierte die Veranstaltungsreihe «Was ich schon immer wissen wollte», um die Basler Bevölkerung auch in gesunden Tagen mehr mit dem Spital in Kontakt zu bringen. Dabei zeigte sich, dass er nicht nur als Lehrer, sondern auch als Öffentlichkeitsarbeiter

Philomena Mooren

grosse Talente hat. Diese setzte er auch ein, um das «Tabu-Fach» Pathologie bekannt zu machen. Er hatte realisiert, dass die Leute Pathologie nur mit Tod in Verbindung bringen. Er spürte, dass diese Vorstellung auch in der Öffentlichkeit korrigiert werden musste, um Mittel und Nachwuchs für sein für viele klinische Forschungsgebiete wichtiges Fach zu erhalten. Höhepunkt dieser Öffentlichkeitsarbeit waren die zahlreichen sehr gut besuchten Veranstaltungen zu «150 Jahren Pathologie Basel» vor zwei Jahren.

Seine vielleicht grösste Stärke und sein Herz offenbarten sich wohl in den letzten Jahren seines Wirkens. Wo Pathologinnen und Pathologen allenthalben fehlen und sich universitäre und private Institute mit Nachwuchsproblemen herumschlagen, gelang es in Basel immer wieder, beste junge Talente zu gewinnen und überraschend lange zu halten, bis sie dann als ausgewiesene Spezialisten ausfliegen konnten. Michael Mihatsch war ein unermüdlicher Förderer mit enormem Gespür für schlummernde Fähigkeiten und mit dem Glauben, dass diese auch zum Tragen gebracht werden können. Seine Leute wussten, dass er ihnen nie vor dem Licht stehen würde. Auch wenn er es ihnen vielleicht nie sagte, so wurde es immer deutlicher, dass sein Ziel war, dass die jungen Leute über ihn hinauswachsen sollen. Die engagiertesten und dringlichsten Traktanden an unseren Besprechungen drehten sich immer um die Zukunft von Menschen. Ein einziges Mal bat er mich dringend sofort zu sich... um einen jungen Kollegen bei einer Tasse Kaffee für Basel gewinnen zu helfen. Bot sich einer seiner Schülerinnen oder Schüler eine Chance, so liess er sie am nächsten Tag gehen – auch wenn er mir kurz vorher noch darlegen konnte, dass der Betrieb am Anschlag stehe, weil die Auftragszahlen im Steigen begriffen seien und Leute fehlten.

Diese Überzeugung, sich für andere und für das Ganze einsetzen zu müssen, prägte auch seine mit grösstem Engagement wahrgenommenen Tätigkeiten für das gesamte Spital und den Bereich Medizinische Querschnittsfunktionen, in den sein Institut seit 1996 eingebunden war und in dessen Bereichsleitung er seither mitwirkte. In den 90er Jahren war er Medizinischer Koordinator des USB, Spitalleitungsmitglied und Präsident der Chefärztekongferenz. Seine Fähigkeiten zur Vernetzung und zur Vermittlung versuchte er immer im Gesamtinteresse einzusetzen, nicht zuletzt als Vizedekan und als Förderer der Behandlungszentren aus wissenschaftlicher Überzeugung. Es gelang ihm immer wieder, auseinanderdriftende Positionen und Kontrahenden wieder zusammen- und vor allem einen Schritt voranzubringen. Dass es

ihm auch gelang, zahlreiche externe Kunden für sein Institut zu gewinnen und zu halten, erstaunt nicht, wohl aber das Ausmass. Hier zeigt sich diskret aber deutlich das wirtschaftliche Gespür des Chefs. Die Pathologie ist trotz markanter Zunahme von privaten Anbietern in den letzten Jahrzehnten dasjenige Universitätsinstitut in der Schweiz, welches den grössten Anteil von externen Einsendungen aufweist, und diese Leistungen erst noch mit vergleichsweise wenig Personal zu erbringen imstande ist.

Bei all diesen Leistungen war es Michael Mihatsch ein Anliegen, die schönen Seiten des Lebens nicht aus dem Alltag zu verbannen, sondern sie gerade in die engen Gänge des Instituts hineinzuholen. Für manche Nachwuchskünstler – wen denn sonst? – wurden die regelmässigen Ausstellungen im Institut zur Chance eines öffentlichen Auftritts, und für die Mitarbeitenden zum Zeichen, dass Michael Mihatsch zwar viel erwartete, aber eines nicht: einseitige, enge, nur spezialistisch denkende und arbeitende Menschen. So wehte durch das Institut auch bildlich ein offener, sich immer wieder öffnender Geist, der uns allen immer wieder Frische gebracht hat.

Mit seiner Emeritierung legt Michael Mihatsch die Führung eines international sehr renommierten Instituts zunächst interimistisch in die Hände seiner Schüler unter der Leitung von Prof. Markus Tolnay. Er wird noch einige Aufgaben zugunsten unserer Pathologie in Fronarbeit zu Ende führen und wird darüber hinaus dem Institut als hoch geschätzter Konsiliarier für Nierenpathologie verbunden bleiben.

Es ist ein persönliches Vorrecht, mit Menschen wie Michael Mihatsch und seinen Schülerinnen und Schülern zusammenzuarbeiten, und es ist ein Vorrecht für das Universitätsspital Basel, einen grossen Pathologen unter seinen Emeriti zu wissen. Wir begleiten ihn mit den besten Wünschen und viel Sympathie in seine aktive Zukunft.

Dr. Werner Kübler

Liebe Philomena, du bist am 2.10. 1969 in die Medizin 6 damals noch Bürgerspital eingetreten. Bis zur Geburt deines Sohnes arbeitetest du 100%, danach im Teilzeitverhältnis weiter. Du hast in deiner fast vierzigjährigen Berufslaufbahn viele Veränderungen hautnah miterlebt, die Herausforderungen angenommen und dich auf die sehr veränderte Berufswelt eingestellt. Viele Kolleginnen und Kollegen sind in dieser Zeit gekommen und gegangen. Dir ist es wichtig, einen Bezugspunkt im Spital zu haben, und das ist während deiner ganzen Berufsjahre auf Medizin 6.2 so gewesen. Deine grosse Flexibilität war uns sehr oft eine grosse Hilfe und so mancher Engpass konnte dank deinem kurzfristigen Einspringen bewältigt werden.

Die Arbeit ist ein wichtiger Teil in deinem Leben. So siehst du deiner bevorstehenden Pensionierung nicht nur mit einem lachenden Auge entgegen. Wir sagen dir Danke für deine grosse Treue und Verbundenheit mit unserer Station. Dein Humor wird uns fehlen und für einige Kolleginnen auch deine feinen indischen Gerichte. Hier öffnet sich vielleicht sogar ein neues Betätigungsfeld für dich.

Liebe Philo wir wünschen dir für deinen Ruhestand nicht zu viel Ruhe, denn das entspricht nicht deinem Temperament. Wir wünschen dir eine genussvolle Zeit und die dazu nötige Gesundheit.

Deine Kolleginnen und Kollegen von Medizin 6.2

Marianne Richner

Für die weitgereiste und reiselustige Marianne Richner muss es 1990 – nach mehrjähriger Tätigkeit als Sekretärin in diplomatischen Niederlassungen – nicht leicht gewesen sein, in die häufig unruhige Umgebung einer Unfallchirurgie zu wechseln. Unfälle sind per definitionem unvorhergesehene Ereignisse mit schwer planbaren Abläufen, welche einen grossen und häufig einen flexiblen Einsatz erfordern. Die sensible Frau Richner hat diese Umstellung dank ihrem grossen Pflichtbewusstsein und ungewöhnlich grosser Gewissenhaftigkeit sehr gut gemeistert. Eine grosse Arbeitsbelastung hat zu vielen Überstunden geführt. Damit sind ihre ausgeprägten kulturellen Interessen leider zu kurz gekommen und auch der in jungen Jahren wichtige Reitsport wurde ebenso zu einer schönen Erinnerung wie die Jahre in Polen oder Neuseeland.

Traditionsbewusstsein bis hin zu einer Prise bewussten Antimodernismus sowie Treue sind weitere auffällige Eigenschaften der fließend mehrsprachigen Marianne Richner.

Darauf gründete, was neben mir unzählige Patienten und Arbeitskolleginnen besonders geschätzt haben: Verlässlichkeit, Engagement, Ehrlichkeit und Sinn für Gerechtigkeit. Frau Richner würde lieber sich selbst schaden als einem Mitmenschen. Der Arbeitsplatz war stets aufgeräumt, die Dossiers korrigiert und abgelegt, die Patienten rechtzeitig informiert. Musste Frau Richner etwas planen, wurde an mögliche Pannen gedacht und ein Alternativszenario organisiert. Die Pflanzen in den Büros wurden mit Liebe und artengerecht gepflegt.

Auch nach der Pensionierung wird Marianne Richner als Mitglied des Freiwilligendienstes dem Universitätsspital ihre Dienste grosszügig zur Verfügung stellen. Sie zeigt damit, dass ihr das Spital weiterhin etwas bedeutet.

Liebe Frau Richner, ich danke Ihnen von Herzen – und sicher auch im Namen Ihrer Kolleginnen – für Ihren jahrelangen Einsatz.

Sie werden sich jetzt wieder Ihren vielfältigen Interessen widmen können.

In diesem Sinne begleiten Sie meine besten Wünsche für die Zukunft.

Mit einem herzlichen grazie

Ihr Pietro Regazzoni

Johanna Schär

Liebe Johanna

Deine Treue zur Neurologischen Bettenstation beeindruckt: Mehr als 35 Jahre bist du nun dabei. Während dieser Zeitspanne waren die vielfältigen Entwicklungen in der Diagnostik, der Therapie oder in der Pflege enorm. Auf allen Gebieten konntest du Meilensteine aus nächster Nähe mitverfolgen. Wurden beispielsweise in den 70er Jahren zu diagnostischen Zwecken sog. Luft-Encephalogramme (Einbringen von Luft in den Spinalkanal) durchgeführt – so erzähltest du mir unlängst – war die Einführung von bildgebenden Verfahren, wie der Computertomographie oder später der MR-(Magnetresonanz)-Technik ein wahrer Segen für die schmerzgeplagten Patientinnen und Patienten. Auch andere «Neuro-historische» Begebenheiten sind dir noch in lebhafter Erinnerung; so z.B. deine Anstellung als Dipl. Krankenschwester am Erziehungsdepartement. Dazu kam es, weil die Neurologie 1971 noch nicht dem damaligen Sanitätsdepartement zugeordnet war. Oder die «Züglete» der Bettenstation von der Socinstrasse 55a in den 4. Stock des neuen Klinikums 2 am damaligen Kantonsspital im Mai 1978. Diese Massnahme signalisierte die Integration der bis dahin strukturell und organisatorisch eigenständigen Neurologischen Klinik.

Ich höre dir gerne zu, wenn du von deinen Erlebnissen mit Stationsoberschwestern, über die Zusammenarbeit mit originellen Persönlichkeiten der Pflege oder über zyklisch wiederkehrende, betriebliche Reorganisationsmassnahmen berichtest. Der Tonfall ist dabei immer von Loyalität gegenüber dem Spital und seinen Mitarbeitenden geprägt. Auch deine Ausstrahlung lässt keinen Zweifel aufkommen: Gegenüber sitzt mir eine wertvolle Mitarbeiterin, welche ihren Beruf bis zum heutigen Tag mit Freude, einem guten Mass an Selbstbewusstsein und aus Berufung ausübt.

Deine Begeisterung für die anspruchsvolle Aufgabe als Pflegende motiviert und steckt an. Dafür danken wir dir von Herzen und wünschen dir auf dem weiteren Lebensweg alles Gute: Gesundheit, Spannkraft und viele sonnige Momente im Kreis deiner Familie.

Für das Pflorgeteam der Neurologie
Andreas Wurster

Prof. Andreas J. Steck

Lieber Andreas

Zum 30.6.2007 bist du offiziell von deinem Amt als Ordinarius für Neurologie an der Universität Basel und Vorsteher der Neurologischen Klinik zurückgetreten.

Als Berner Bürger und Sohn einer medizinisch, akademisch und literarisch stark «vorbelasteten» Familie bist du in Lausanne aufgewachsen, um nach der Matur und ersten Studienjahren dort in Bern dein Medizinstudium weiterzuführen. Ausgerüstet mit dem schweizerischen und amerikanischen Staatsexamen bist du dann vier Jahre zunächst in New York im Labor des Erfinders der Madopar-Therapie, Prof. Cotzias, tätig gewesen, um in Anschluss an der Duke University bei Stanley Appel den ersten Teil deiner neurologischen Ausbildung zu erhalten. Es folgten Facharztausbildungs- und Wissenschaftsjahre in Bern an der Inneren Medizin sowie im damals weltbekannten neurochemischen Labor von Prof. Herschkowitz und schliesslich zurück nach Lausanne, wo du bis 1983 als Oberarzt, dann bis zu deiner Berufung nach Basel Ende 1992 als Médecin adjoint an der Neurologischen Universitätsklinik im CHUV bei Prof. Franco Regli tätig warst. In den Jahren in Lausanne hattest du einerseits die Neurologische Poliklinik geleitet, andererseits dir ein internationales Renommee als einer der führenden Neuroimmunologen mit besonderem Interesse an den peripheren Neuropathien verschafft. In Basel angekommen, hast du nicht nur auf hohem Niveau im Labor Neurobiologie deine bisherigen Forschungsarbeiten weitergeführt und ausgebaut, sondern wichtige und wegweisende Akzente in der Klinik gesetzt: Nach dem «Lausanner Modell» erfolgte eine Orientierung hin zur modernen Akutneurologie mit dem Aufbau eines deutlich neurologisch geprägten interdisziplinären Behandlungskonzepts für Schlaganfälle. Die Stroke Unit, obwohl hier in Basel immer noch in mancher Hinsicht virtuell, hatte konzeptionell grosse Auswirkungen, auch weit über die Grenzen des Kantons hinaus. Daneben konnten sich unter deiner Ägide klinische und wissenschaftliche Schwerpunkte mit internationaler Ausstrahlung auf dem Gebiet der Multiplen Sklerose, der peripheren Neuropathien und Muskelerkrankungen, der Bewegungsstörungen entwickeln.

Bei aller Orientierung auf qualitativ hochwertige Forschung war es dir stets ein Anliegen, deine Mitarbeiter für die klinische, patientenorientierte aber trotzdem evidenzbasierte Tätigkeit zu motivieren.

Birgitta Waldner

Die Neurologie deiner Konzeption sollte nicht selbstgefällig im Elfenbeinturm verharren, sondern ihr eigenständiges Profil in der interdisziplinären Zusammenarbeit und in der Vernetzung mit den anderen Neurofächern in der Klinik- und Grundlagenforschung entwickeln. Die fein abgestimmte Kombination aus Berner und welschem Temperament, deine Beharrlichkeit bei aller auf Understatement bauenden Zurückhaltung haben es dir erlaubt, die Klinik auch in schwierigen Situationen der Reorganisation und Umstrukturierung sicher über Untiefen zu bringen und viele junge angehende Neurologinnen und Neurologen in ihrer beruflichen Karriere zu begleiten und zu motivieren. Dabei blieb dir genügend Kapazität, um auch ausserhalb der Neurologie als Bereichsleiter Medizin II und Mitglied der Spitalleitung, zuletzt als Präsident der Ordinarierversammlung, als Chefredaktor des Schweizer Archivs für Neurologie und Psychiatrie und Mitglied des Editorial Boards einer Reihe renommierter neurologischer Zeitschriften deinen Beitrag zu leisten. Von Beginn an warst du eine der Leitfiguren der European Neurological Society, dessen Executive Committee du ununterbrochen seit 1986 angehörst. Für deine Forschungsarbeiten, die in über 300 Publikationen ihren sichtbaren Niederschlag fanden, erhieltst du eine Reihe von Auszeichnungen, so auch den Robert-Bing Preis der SAMW.

Lieber Andreas, du kannst zufrieden auf die Ergebnisse deines knapp 15-jährigen beruflichen Werkes hier in Basel zurückblicken. Doch auch persönlich konntest du hier in Basel mit viel Freude einen weiteren Reifungsprozess an der Seite deiner nun knapp 40 Jahre mit dir ehelich verbundenen Frau Barbara erleben: Die Wandlung vom Vater zum Grossvater.

Wir hoffen, dass du von jetzt an auch diese Rolle mit etwas mehr Musse besser geniessen kannst, freuen uns aber auch darauf, mit dir als «freischaffendem» Konsiliarier und Leiter einer kleinen Forschungsgruppe im Labor Neurobiologie, weiter zusammenarbeiten und von deinem Wissen profitieren zu können!

Ludwig Kappos

Liebe Birgitta

Als du 1976 im damaligen Bürgerspital Basel deine Arbeit als Ergotherapeutin aufgenommen hast, haben einige von uns noch Windeln getragen oder die Schulbank gedrückt ...

Von Anfang an hast du dich mit viel Engagement und Überzeugung als Ergotherapeutin eingesetzt und unzählige Veränderungen mit der ältesten Ergotherapie der Schweiz durchgemacht.

Du hast dir unschätzbare Erfahrung im Bereich der Handtherapie angeeignet und dieses Wissen ständig mit deinen Kolleginnen ausgetauscht. Die Neuausgaben der heute unabdingbar gewordenen Bücher «Ergotherapie in der Handrehabilitation» haben unter deiner Leitung einen qualitativ hohen Standard erreicht.

1982 wurde das so genannte 3-er Team zusammen mit Marianne Adler und Luzia Wittlin gegründet. Es war dir jederzeit ein Anliegen, den Kontakt unter den drei Ergotherapie-Abteilungen zu fördern. Deshalb hast du nach Übernahme der Leitung das Vorstellen der Zeitschriften (14-täglich wurden jeweils donnerstags Fachartikel aus den abonnierten Zeitschriften vorgestellt), man könnte sagen, einen prähistorischen Journal-Club geführt.

Auch das Santiklausfestli, das sich nicht mehr aus der Ergotherapie wegdenken lässt, hast du als fachbereichübergreifende Tradition aufgenommen.

Im April 1989 musste die Ergotherapie umziehen. Nach 35-jährigem (!) Provisorium im 8. Stock wurden die Räumlichkeiten im Markgräflerhof bezogen. Kaum eine Mitarbeiterin hat damals gedacht, dass sie 2003 bei einem weiteren Umzug ins K1 diesen Markgräflerhof vermissen würde!

Das Einbringen der Ergotherapie, z.B. bei der Gründung der Therapie-Dienste, war dir immer ein grosses Anliegen. So warst du auch einige Zeit in der Bereichsleitung, als 1995/96 die neuen Strukturen eingeführt wurden. Von 1991 bis 2004 hast du die Leitung des Instituts für Ergotherapie inne gehabt. Anschliessend warst du Mitglied der Institutsleitung im 3er Team. Bei der Reduktion der Ergotherapiestellen Geriatrie bist du dafür eingestanden, dass niemand «auf die Strasse» gestellt wurde. Du hast dafür gesorgt, dass die

betreffenden Therapeutinnen in die Abteilung Handrehabilitation übernommen werden konnten.

Zahlreiche Jahre hast du mit viel Umsicht und Geschick die Abteilung Handrehabilitation geleitet. Dabei hast du immer für das Wachstum und Ansehen der Ergotherapie gekämpft. Es war dir wichtig, dass die Ergotherapie ihren hohen Qualitätsstandard beibehalten kann und dass das Institut als Ausbildungsplatz bestehen bleibt. So sind denn auch viele Handtherapeuten durch «deine Schule» gegangen.

Als einen der Höhepunkte in dieser langjährigen Tätigkeit konntest du mit vielen Berufskolleginnen 2004 das 50-jährige Bestehen der Ergotherapie im Universitätsspital Basel feiern. Es war ein grossartiges Fest voller nostalgischer Erinnerungen und zukunftsorientiertem Optimismus für unseren Berufsstand.

Liebe Birgitta, wir werden immer in Erinnerung behalten, wie sehr du dich für die Individualität deiner Abteilungsmitglieder eingesetzt hast. Du kennst die Stärken der Einzelnen und weisst, diese gezielt zu fördern und zu bündeln. Das Bild vom Team als Kristall, das du einer Kollegin mitgegeben hast, in dem jede Therapeutin eine Facette des Lichtspektrums darstellt, widerspiegelt sehr genau deine Haltung.

Nun heisst es weitergehen. Zu einer neuen Zeitrechnung. Zu einer anderen Aufgabe. Zu Musse und weiteren vielfältigen Interessen ...

Team Ergotherapie



Wünsche am Wunschbaum

Adventszeit. Glitzer, Glimmer, Sterne, Lichter, Hoffnungen, Wünsche

In der Adventszeit stehen gleich zwei Bäume in der Eingangshalle Klinikum 1. Der grosse ist traditionell geschmückt, der neue kleine wurde als Wunschbaum aufgestellt. Mitarbeitende, Patientinnen und Patienten sowie Besucherinnen und Besucher sind eingeladen, einen Wunsch – ob gross oder klein, ob Herzenswunsch oder gegenständlicher Natur – auf einen Wunschzettel zu schreiben und an den Baum zu hängen.

Schätzen und vielleicht gewinnen

Wie viele Wünsche zusammenkommen, werden wir bald wissen – denn wir lesen sie nicht nur, sondern zählen sie auch. USB-Mitarbeitende und -Pensionierte können sogar am Wettbewerb teilnehmen: Schätzen Sie die Anzahl Wunschzettel, die bis zum Jahresende am Baum hängen werden. Wer der Anzahl am nächsten kommt, dem erfüllen wir einen Wunsch im Wert von CHF 100. Füllen Sie den Teilnahmetalon aus und werfen Sie ihn in die Urne beim Baum (Eingangshalle Klinikum 1 beim Treppenaufgang Gartenseite).

Wir sind auf Ihre Wünsche gespannt und freuen uns auf Ihre rege Teilnahme. Eine Auswahl an Wünschen werden wir in der Weihnachtsausgabe 2008 publizieren.

«Unsere Wünsche sind die Vorboten der Fähigkeiten, die in uns liegen.»

(Goethe)



Offene Wünsche. Wie viele Wünsche werden es am Jahresende wohl sein?

Gesammelte Wunschzettel Advent 2007

Ich schätze, es hängen am Jahresende total
(Zahl) Wunschzettel am Baum.

Name/Vorname _____

Abteilung _____

Tel. _____

USB-Pensionierte: Bitte um Angabe der Privatadresse

Bitte Talon ausschneiden und in die Urne beim Wunschbaum im Klinikum 1, Eingangshalle werfen.

Wichtig: Teilnahmeberechtigt sind USB-Mitarbeitende und USB-Pensionierte.